

DIPLOMARBEIT

zum Thema

DAS DRITTE KIND

Ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen

eingereicht an der:	Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock
vorgelegt von:	David Alich
Matrikel-Nummer:	098201727
Diplomstudiengang:	Demographie
Bearbeitungszeitraum:	6 Monate
BetreuerIN ErstgutachterIN:	Prof. Dr. Johannes Huinink
Zweit-GutachterIN:	
Lehrstuhl:	Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie
Rostock, den 30. Juni 2004	

INHALT

INHALT	1
TABELLEN UND GRAFIKEN	4
1. EINLEITUNG	6
2. DIE ENTSCHEIDUNG FÜR (WEITERE) KINDER – VERSCHIEDENE THEORIEN UND MEHREBENENMODELL	9
2.1. Ökonomische Theorie des generativen Verhaltens	10
2.1.1. A Treatise on the Family – Ökonomische Theorie nach Gary Becker und Reformulierung.....	10
2.1.2. Kritik am ökonomischen Ansatz	13
2.1.3. Die Entscheidung für (weitere) Kinder	15
2.2. Value-of-Children Ansatz (VOC)	16
2.2.1. VOC – In Abgrenzung zum ökonomischen Ansatz nach Becker (1990)	16
2.2.2. Der VOC nach Hoffman und Hoffman	17
2.2.3. Kritik und Weiterentwicklung des Value-of-Children Ansatzes	22
2.2.4. Entscheidung für (weitere) Kinder	24
2.3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und ihr Einfluss auf das generative Verhalten – Theorie nach Esping-Andersen	24
2.3.1. Der Wohlfahrtsstaat	25
2.3.2. Regime-Typologie	27
2.3.3. Kritik an der Typologie von Esping-Andersen	29
2.3.4. Reformulierung des Ansatzes	32
2.3.5. Die Entscheidung für (weitere) Kinder	34
2.4. Die Entscheidung für das dritte Kind in Deutschland und Norwegen – Anwendung und Zusammenfassung der theoretischen Argumentationen	35
2.5. Mehrebenenmodell und Lebensverlaufsperspektive	39
2.5.1. Mehrebenenmodellbildung nach Huinink.....	39
2.5.2. Integration der Theorien – Motivation und Hindernisse von Elternschaft	40
2.5.3. Elternschaft im Lebensverlauf	42
2.6. Resume	44
3. NORWEGEN – FRAUEN, FAMILIE, BERUF UND KINDER.....	45
3.1. Familien- und Lebensformen – Situation, Entwicklungen und Trends	45
3.2. Allgemeine Fertilitätsentwicklungen	50
3.2.1. Paritätsspezifische Geburtenentwicklungen	54
3.3. Rahmenbedingungen - Die soziale und ökonomische Situation norwegischer Frauen	56
3.3.1. Ausbildung und Bildung.....	57
3.3.2. Patizipation am Arbeitsmarkt.....	58
3.3.3. Familienpolitische Maßnahmen und Transferleistungen	61

4. DEUTSCHLAND – FRAUEN, FAMILIE, BERUF UND KINDER.....	64
4.1. Familien- und Lebensformen – Situation, Entwicklungen und Trends	64
4.2. Allgemeine Fertilitätsentwicklungen	69
4.2.1. Paritätsspezifische Geburtenentwicklungen	71
4.3. Rahmenbedingungen – die soziale und ökonomische Situation	73
westdeutscher Frauen.....	73
4.3.1. Ausbildung und Bildung.....	74
4.3.2. Partizipation am Arbeitsmarkt.....	75
4.3.3. Familienpolitische Maßnahmen und Transferleistungen	78
5. DIE GEBURT EINES DRITTEN KINDES: EMPIRISCHE ANALYSEN.....	81
5.1. Überblick über den momentanen Stand der Forschung	81
5.1.1. Oystein Kravdal (1990, 2001, 2002) – Third births in Norway	81
5.1.2. Britta und Jan Hoem (1989) - The impact of the women's employment on second and third births in modern Sweden.....	83
5.1.3. Diana Berinde (1999) - Pathways to a third child in Sweden	84
5.1.4. Hoem, Prskawetz, Neyer (2001) - Autonomy or conservative adjustment? The effect of public policies and educational attainment on third births in Austria.	86
5.1.5. Johannes Huinink (1988) - Das zweite und das dritte Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie?	87
5.2. Bestimmungsfaktoren in Deutschland und Norwegen	88
5.3. Datenquellen – Family and Fertility Surveys in Countries of the ECE-Region ..	95
5.3.1. Das FFS in Norwegen	95
5.3.2. Das FFS in Deutschland	96
5.3.3. Datenselektion	97
5.4. Verwendete Methoden, Modell und Variablen	98
5.4.1. Methode.....	98
5.4.2. Variablen.....	100
5.4.2.1. Abhängige Variable	100
5.4.2.2. Zeitunabhängige Variablen	101
5.4.2.2. Zeitabhängige Variable	105
5.5. Deskriptive Ergebnisse	106
5.5.1. Kinderzahlen in Deutschland und Norwegen - FFS	106
5.5.2. Übergänge zum ersten, zweiten und zum dritten Kind.....	107
5.5.3. Bildungsniveau und Erwerbsbeteiligung	110
5.6. Ereignisdatenanalyse.....	114
6. ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT	127
7. LITERATURVERZEICHNIS	131

TABELLEN UND GRAFIKEN

Grafik 1: Das Modell von Hoffman und Hoffman (1993).....	21
Grafik 2: Norwegen - Total Nuptiality Rate (1960 bis 2000)	46
Grafik 3: Norwegen - Verbreitung von Ehen in verschiedenen Altersgruppen in Prozent	47
Grafik 4: Norwegen - Verbreitung von nichtehelichen Lebensgemeinschaften in verschiedenen Altersgruppen in Prozent	47
Grafik 5: Verteilung von norwegischen Frauen nach Lebensformen und Altern (1988) ...	48
Grafik 6: Norwegen – Total Fertility Rate (1960 bis 2001).....	51
Grafik 7: Norwegen - Durchschnittliches Alter der Mutter bei Geburt ihrer Kinder (1960 bis 2001)	52
Grafik 8: Norwegen - Completed Fertility Rate (Kohorten 1930 bis 1967)	52
Grafik 9: Norwegen - Frauen nach Kinderzahlen und Geburtskohorten in Prozent	54
Grafik 10: Norwegen - Bildungsbeteiligung von Frauen – tertiärer Sektor (1985 bis 200)	57
Grafik 11: Norwegen - Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen nach Altersgruppen (1980 bis 2000)	59
Grafik 12: Norwegen - Arbeitsmarktbeteiligung von Müttern nach Alter des jüngsten im Haushalt lebenden Kindes (1972 bis 2001)	60
Grafik 13: Westdeutschland - Total Nuptiality Rate (1960 bis 2000)	65
Grafik 14: Westdeutschland - Durchschnittliches Alter von Frauen bei der ersten Heirat (1960 bis 1998)	67
Grafik 15: Westdeutschland – Lebensformen mit Kindern in Prozent (1972 und 1996)	68
Grafik 16: Westdeutschland - Total Fertility Rate (1950 bis 2000)	69
Grafik 17: Westdeutschland – Durchschnittliches Alter der Mutter bei der ersten Geburt (1961 bis 1998)	70
Grafik 18: Westdetschland - Completed Fertility Rate (Kohorten 1930 bis 1965)	71
Grafik 19: Westdeutschland - Geschätzte endgültige Kinderzahl in Prozent (Kohorten 1940 bis 1960)	72
Grafik 20: Westdeutschland - Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen unterschiedlicher Altersgruppen (1974 bis 2000)	76
Grafik 21: Erwerbstätigenquoten von Müttern nach dem Alter ihrer im Haushalt lebenden Kinder (1974 bis 2000)	77
Grafik 22: Absolute Kinderzahlen in Westdeutschland und Norwegen für die Geburtsjahrgänge 1952 bis 1957 (Westdeutschland) bzw. 1945 und 1950 (Norwegen).....	106

Grafik 23: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum ersten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)	107
Grafik 24: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum zweiten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)	108
Grafik 25: Kaplan-Meier-Survival-Funktion - Übergang vom zweiten zum dritten Kind : ausgewählte Geburtsjahrgänge 1952 bis 1960 (Westdeutschland); 1945, 1950 und 1955 (Norwegen)	109
Grafik 26: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)	110
Grafik 27: Westdeutschland - Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind nach höchstem Bildungsabschluss der Mutter: Geburtskohorten 1952-1972.....	111
Grafik 28: Norwegen - Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind nach höchstem Bildungsabschluss der Mutter: Geburtskohorten 1945 -1968	112
Grafik 29: Kaplan-Meier-Survival-Funktion: Übergang vom zweiten zum dritten Kind nach Erwerbsstatus – ausgewählte Geburtsjahrgänge 1952 bis 1960 (Westdeutschland); 1945, 1950 und 1955 (Norwegen).....	113
Tabelle 1: Typologie der Wohlfahrtsstaaten nach Esping-Andersen (1999)	34
Tabelle 2: Anteil der weiblichen Studienanfänger nach Hochschulart in Prozent	75
Tabelle 3: Anzahl der in die Analyse ein- und ausgeschlossenen Fälle im westdeutschen und norwegischen FFS	98
Tabelle 4: Verteilung der Befragten Mütter mit bereits zwei Kindern im FFS (Norwegen und Westdeutschland) über die Dimensionen der zeitunabhängigen Variablen in absoluten und prozentualen Häufigkeiten	102
Tabelle 5: Westdeutschland – Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt von Müttern mit bereits zwei Kindern (Geburtskohorten 1952 bis 1972), Hazardratios	115
Tabelle 6: Norwegen – Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt von Müttern mit bereits zwei Kindern (Geburtskohorten 1945 bis 1968), Hazardratios	116
Tabelle 7: Westdeutschland - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und höchste Ausbildung des Partners	121
Tabelle 8: Norwegen - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und höchste Ausbildung des Partners	122
Tabelle 9: Westdeutschland - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und Geburtskohorte.....	125

1. Einleitung

Europa wächst und wächst immer mehr zusammen. Viele nationale Unterschiede zwischen den verschiedenen Partnerstaaten werden dadurch weniger bedeutend bzw. nivellieren sich. Das Europaparlament und mit ihm eine gemeinsame Koordination der Außen- und Sicherheitspolitik oder die europäische Währungsunion, zeigen uns einen Weg in ein Europa der Gemeinsamkeiten. Dennoch werden Unterschiede in Europa weiterbestehen.

So zum Beispiel demographische Unterschiede und hier vor allem bei der Entwicklung von Familien- und Lebensformen und des Geburtenverhaltens. Während Entwicklungen von Langlebigkeit und Sterblichkeit in Europa nur noch relativ gering von einander abweichen, so entwickelt sich das Verhalten im Bereich der Fertilität nicht besonders einheitlich. Betrachtet man jedoch die Thesen vom „zweiten demographischen Übergang“ nach van de Kaa (1987) und Lesthaeghe (1992), die einen recht einheitlichen Trend für die demographischen Entwicklungen in den verschiedenen europäischen Staaten voraussagen, könnte allerdings auch ein anderer Eindruck entstehen. So sind alle europäischen Länder Niedrig-Fertilitätsländer, das heißt sie haben eine Total Fertility Rate (TFR) unter dem Replacementlevel von 2,1, auch die Lebenserwartung steigt immer weiter und fast in jedem Land altert die Bevölkerung in raschem Tempo (Dorbritz 2000).

Trotz dieser Tatsachen und der vielen Gemeinsamkeiten auf makro-demographischer Ebene, gibt es vielfältige Differenzen, welche die europäischen Staaten voneinander unterscheiden. Es besteht z.B. eine gewaltige Differenz zwischen der Geburtenrate Italiens und der Geburtenrate in Schweden oder Norwegen. Es gibt große Unterschiede wann Kinder geboren werden, welches Lebensformenmodell in bestimmten Lebensphasen dominierend ist, wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens zur Welt bringt oder ob sie kinderlos bleibt. Damit einher gehen große Unterschiede bei der Qualifikation und Erwerbsbeteiligung von Frauen, bei der Schaffung von Vereinbarkeitslösungen von Beruf und Familie, zwischen familienpolitischen Zielstellungen oder der Einbeziehung von Männern in die „Familienarbeit“. Es ist mannigfaltig untersucht und dargestellt worden, dass auf diesen Gebieten nicht von einem einheitlichen Muster in Europa gesprochen werden kann, zu weit liegen die nationalen Entwicklungen und spezifischen Problemstellungen auseinander. So schreibt Dorbritz in seinen Untersuchungen zu europäischen Fertilitätsmustern (Dorbritz 2000: S.235): „Die Analysen zeigen sehr deutlich, dass es kein wirklich europäisches Muster in der

Familienbildung gibt. Aufgefunden wurde eine breite Vielfalt im Zusammenspiel von Geburten- und Heiratshäufigkeit, Durchschnittsaltern bei der Geburt, Nichtehelichenquote und Kinderlosigkeit.“

In dieser Arbeit soll aber keine allgemeine Diskussion der europäischen Situation von Geburtenverhalten und Familienbildung erfolgen. Vielmehr soll diese Thematik anhand von sehr eingegrenzten, paritätsspezifischen Fragestellung untersucht werden. Dabei sollen Norwegen und Deutschland jeweils stellvertretend für ein bestimmtes Gesellschaftsmodell bzw. einen bestimmten Wohlfahrtsstaatstyp verglichen werden. Familien mit drei Kindern sind in Deutschland und Norwegen eher die Ausnahme, wie sich auch an der Total Fertility Rate in beiden Ländern zeigt. In Deutschland liegt diese momentan bei 1,4 und in Norwegen bei 1,9, also deutlich unter dem Reproduktionsniveau. In beiden Ländern dominiert die Zwei-Kind-Familie das gesellschaftliche Erscheinungsbild (Huinink 1988, Kravdal 1990).

Vor diesem Hintergrund lässt sich vermuten, dass Frauen bzw. Familien mit drei Kindern eine besondere Gruppe darstellen, in der abweichende Motivationen zu diesem generativen Verhalten führen. Welche Faktoren spielen also bei der Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind eine wesentliche Rolle? Wie variiert der Einfluss dieser Bestimmungsfaktoren zwischen Deutschland und Norwegen? Es gilt also, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen zwei europäischen Staaten, hinsichtlich einer konkreten Fertilitätsentscheidung herauszuarbeiten.

Dazu werden im ersten Teil zunächst vier theoretische Ansätze vorgestellt werden, mit deren Hilfe Fertilitätsentscheidungen modelliert werden können. Es handelt sich dabei um den haushaltsökonomischen Ansatz von Gary Becker (1993), den Value-of-Children Ansatz (nach Hoffman und Hoffman 1973) und die Theorie über den Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Diese drei Theorien sollen dann mithilfe eines Mehrebenenmodell in Anlehnung an Huinink (1995) zusammengeführt werden, um ihr Erklärungspotential zu erhöhen. Dabei wird die Frage zu beantworten sein, welcher der Erklärungsansätze für die Modellierung der Entscheidungssituation bei der Geburt eines dritten Kindes am besten geeignet ist.

Im darauf folgenden Teil, wird ein Überblick über Entwicklungen des generativen Verhaltens, über Familien und Lebensformen und über familienpolitische Maßnahmen und Transferleistungen in Deutschland und Norwegen gegeben. Hier sollen grundlegende Tendenzen geschildert werden, vor deren Hintergrund die Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind verortet werden muss.

Die Vorstellung von verschiedenen empirischen Studien zur Geburt von dritten Kindern und die darauf folgenden eigene empirische Analyse der Datensätze des norwegischen und deutschen „Family and Fertility Surveys“, bilden den abschließenden Teil dieser Arbeit. Dabei kommen Techniken der Survival- und der „Event-History-Analysis“ (Ereignisdatenanalyse) zum Einsatz.

2. Die Entscheidung für (weitere) Kinder – verschiedene Theorien und Mehrebenenmodell

In diesem Kapitel werde ich verschiedene Theorien vorstellen und erörtern, mit deren Hilfe die Unterschiede zwischen Deutschland und Norwegen hinsichtlich des Übergangs zum dritten Kind erklärt werden sollen.

Es gilt dabei auf der mikrotheoretischen Ebene zu erklären, über welche Mechanismen sich die (noch zu beschreibenden) landesspezifische Rahmenbedingungen auf das Geburtenverhalten auswirken. Bei der Beantwortung dieser Frage, werde ich mich auf zwei verschiedene Modelle beziehen und diese gegeneinander abwägen. Im ersten Teil wird die ökonomische Theorie der Familie von Gary Becker (1990 und 1993) erläutert werden. Der „Value-of-Children“-Ansatz (Hoffmann und Hoffmann 1973; Friedmann, Hechter und Kanazawa 1994; Nauck und Kohlmann 1999) wird nach diesen Darstellungen expliziert, vor allem als Gegensatz zu den ökonomischen Argumentationen der „new home economics“ (Becker 1993).

Zum anderen gilt es, auf makrotheoretischer Ebene zu untersuchen, in wie weit gesellschaftliche Rahmenbedingungen einen Einfluss auf paritätsspezifische Fertilitätsentwicklungen haben. Dies soll durch die Darlegung der Argumentationen von Esping-Andersen (1990 und 1999) erfolgen.

Abschließend wird die Möglichkeit diskutiert werden, die unterschiedlichen Argumentationen der Theorien in ein Mehrebenenmodell (nach Huinink 2002) einzubetten, welches die hohe Komplexität und Vieldimensionalität von Fertilitätsentscheidungen berücksichtigt und im Lebensverlauf modelliert.

2.1. Ökonomische Theorie des generativen Verhaltens

Einer der bedeutendsten Vertreter von ökonomischen Haushalts- und Familientheorien ist Gary Becker. Seit den sechziger Jahren war er entscheidend an der Entwicklung der sogenannten „neuen mikroökonomischen Haushalts- und Familientheorie“ (new home economics) beteiligt (Gustavson 1991, S.408). In seinem Buch „A Treatise on the family“ (1991) bietet er unter anderem einen umfassenden Ansatz zu ökonomischen Erklärung von Fertilitätsentscheidungen. Dieser Ansatz soll im folgenden Abschnitt skizziert und diskutiert werden.

2.1.1. A Treatise on the Family – Ökonomische Theorie nach Gary Becker und Reformulierung

Grundsätzlich gehen ökonomische Theorien generativen Verhaltens von einer Nutzenmaximierung unter bestimmten Restriktionen aus, dies gilt auch für die Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder. (Huinink 2002, S.39) „Einfach ausgedrückt, wird die Nachfrage nach Kindern im Wege der Nutzenmaximierung einer Familie bestimmt, wobei der Nutzen von der Zahl der Kinder und einer Summe anderer Güter abhängt. Der Hauptsatz der Konsumtheorie besagt: Erhöht sich bei konstantem Realinkommen der relative Preis für ein Gut, so wird es weniger nachgefragt. Lässt man die Einschränkung hinsichtlich des Einkommens weg, so verringert insbesondere eine Erhöhung des relativen Preises von Kindern die in einer Familie gewünschte Kinderzahl.“ (Becker 1996, S.103)

Becker geht in einem ersten Ansatz einer ökonomischen Theorie der Fertilität davon aus, dass Kinder dauerhafte Konsumgüter darstellen, die psychischen Nutzen vermitteln. Elternschaft wird also als grundsätzlich erstrebenswert angesehen (Huinink 2002, S.41). Das bedeutet auch, dass angenommen wird, dass Entscheidungen für oder gegen Kinder unter Berücksichtigung aller Kosten und Erträge (inklusive des Nutzens aus emotionaler Verbundenheit) stattfinden (Ott 2001, S.138). Versicherungsnutzen und Produktionsnutzen spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle. Vor allem in industrialisierten Staaten wie Deutschland und Norwegen ist das der Fall, da beispielsweise Kinderarbeit verboten ist und Altersversicherungen von wohlfahrtsstaatlicher Seite übernommen werden. Kinder sind deshalb immer „Produktionsfaktoren“ im eigentlichen Wortsinn. Der Konsumnutzen von Kindern wird über deren

Quantität und deren Qualität vermittelt. Die Qualität von Kindern wird durch Merkmale wie Bildung, Gesundheitszustand oder das zukünftige Einkommen bestimmt (Huinink 2002, S.42). Je höher der zu erwartende Konsumnutzen, desto höher ist die Nachfrage nach Kindern.

Die von Becker reformulierte ökonomische Theorie zur Modellierung von Fertilitätsentscheidungen versteht das Kind nicht mehr als Konsumgut, sondern als sogenannte „commodity“ (Becker 1993), die in der Familie bzw. im Haushalt produziert wird. Unter „commodities“ versteht man nutzenstiftende Güter, die im Haushalt unter dem Einsatz von Geld, Marktgütern und Zeit produziert werden (Ott 1998, S.66).

Nach Ott (1991: S.385) wird die Familie in diesem Ansatz als Gemeinschaft von Individuen beschrieben, die durch Zusammenlegung ihrer Ressourcen und innerfamiliäre Arbeitsteilung gemeinsam eine höhere Wohlfahrtslage erreichen kann, als dies individuell möglich ist. Das geschieht durch die Produktion von „commodities“. Der Haushalt will seinen Gesamtnutzen maximieren. Es werden dabei drei Ebenen unterschieden, auf denen in der Familie Nutzen produziert werden kann. 1. Im Sinne einer *Produktionsgemeinschaft*, durch die Spezialisierung einzelner Familienmitglieder auf Markt- oder Hausarbeit. 2. Der Konsum von unteilbaren haushaltsöffentlichen Gütern wird ermöglicht (*Konsumgemeinschaft*). 3. Außerdem bietet eine Familie materielle und immaterielle Absicherungen in Risikofällen, wie zum Beispiel in Krankheitsfällen und im Alter (*Versicherungsgemeinschaft*).

Eine zentrale Rolle bei der Produktion von „commodities“, d.h. in diesem Fall bei einer Entscheidung für oder gegen Kinder, kommt der Arbeitsteilung und Spezialisierung der einzelnen Haushaltsmitglieder zu. Unter dem Aspekt der Nutzenmaximierung ist eine Effizienzsteigerung durch Arbeitsteilung für beide Partner sinnvoll. Unter diesem Gesichtspunkt stellt Becker (1993, S.33ff) folgende Theoreme auf:

„1. Jedes Haushaltsmitglied mit einem größeren komparativen Nutzen aus Erwerbsarbeit, spezialisiert sich ausschließlich auf Erwerbsarbeit. Jedes Haushaltsmitglied mit einem größeren komparativen Nutzen aus Haushaltsarbeit, spezialisiert sich auf Haushaltsarbeit.“

2. Alle Mitglieder des Haushalts die auf Erwerbsarbeit spezialisiert sind, investieren ausschließlich nur in erwerbsarbeitsspezifisches Humankapital. Alle Haushaltsmitglieder die auf Haushaltsarbeit spezialisiert sind, investieren nur in haushaltsarbeitspezifisches Humankapital.“

Nach diesem Modell stellt sich geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gerade in Hinblick auf Kinderbetreuung als sehr effizient dar und die klassische Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern wird erklärbar. Da angenommen wird, dass Frauen hauptsächlich für die Kinderbetreuung zuständig sind, ist es für sie und für die Partnerschaft sinnvoll, sich auf Hausarbeit zu spezialisieren (Becker 1993). Durch eine Spezialisierung des Mannes auf Erwerbsarbeit kann nach Becker (1993) der maximale Nutzen (bzw. nutzenstiftende commodities) für den Haushalt erstellt werden. Mit immer höheren Ausbildungsabschlüssen und steigender Erwerbsbeteiligung von Frauen und besserer Arbeitsteilung im Haushalt werden diese Annahmen zunehmend problematisch. Frauen investieren immer weniger ausschließlich in Hausarbeit und dementsprechend spezifisches Humankapital. Dies hat natürlich Auswirkungen auf die Fertiliätsentscheidungen (vgl. Becker 1993, S.37ff und Gustafsson 1991, S.413). Die Geburt von Kindern wird unattraktiver, wenn eine Spezialisierung auf Hausarbeit damit einher geht, die ein Verzicht auf eigene Erwerbstätigkeit bedeutet.

Kinder werden im Modell von Becker nur als eine „commodity“ von vielen verstanden. Somit treten sie in Konkurrenz zu anderen im Haushalt erstellten „commodities“, die für die Haushaltsmitglieder von Nutzen sind (vgl. Robinson 1997, S.63f). Auch diese alternativen „Produkte“ müssen unter Einsatz von Zeit, Geld und materiellen Gütern erstellt werden. Bei einer grundsätzlich unterstellten Knappheit dieser Ressourcen muss sich der Haushalt also zwischen der Investition in Kinder und den Investitionen in alternative „commodities“ entscheiden. Dies erschwert zusätzlich die Entscheidung für oder gegen eine Familiengründung oder –erweiterung (siehe dazu Becker 1993).

Die Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder wird bei Becker im Rahmen eines Zeitallokationsmodells, beim dem der Haushaltsnutzen maximiert werden soll, modelliert (Ott 1998, S.69). Man unterscheidet in diesem Modell drei grundlegenden Verwendungsarten von Zeit: 1. Zeit für Erwerbsarbeit, 2. Zeit in der Haushaltsproduktion und 3. Freizeit (Gustafsson 1991, S.411). Das Entscheidende an diesem Modell ist, dass Zeit als Kostenfaktor betrachtet wird. Mithilfe des Lohnsatzes den ein Haushaltsmitglied, bei gegebenen Humankapital (Ausbildungsniveau) mit Erwerbsarbeit erwirtschaften könnte, werden die Zeitkosten eines Kindes berechnet (Huinink 2002, S.43). Weiterhin wird angenommen, dass die Individuen keine Präferenzen bezüglich der Verwendung der Zeit für Erwerbs- oder Hausarbeit haben. Es wird also die Alternative gewählt, die den größten ökonomischen Vorteil verspricht. Somit wird die im Haushalt verbrachte Zeit und die im Haushalt produzierten Güter nach den

entsprechenden Marktpreisen von Gütern und Leistungen bewertet (Gustafsson 1991, S.411). Das gilt im Besonderen für den „Schattenpreis“ von Kindern, da Kinderbetreuungszeit nicht für Erwerbsarbeit eingesetzt werden kann.

Das so berechnete entgangene Erwerbseinkommen für die Betreuung von Kindern bzw. für Hausarbeit ist ein wesentlicher Bestandteil der Opportunitätskosten von Kindern und betrifft vor allem Frauen (vgl. Becker 1993, S.140f). Opportunitätskosten könnte man allgemein als entgangene Gewinne bezeichnen. Sie lassen sich damit auf eine bestimmte Struktur der Allokation von knappen materiellen und immateriellen Ressourcen, darunter auch Zeit, zurückführen. Aufgrund der Begrenztheit dieser Ressourcen muss auf potenziell nutzenträchtige Handlungsalternativen verzichtet werden. (Huinink 1995, S.148) Es gilt, je höher die Opportunitätskosten, desto eher wird auf (weitere) Kinder verzichtet.

2.1.2. Kritik am ökonomischen Ansatz

Die Kritik am ökonomischen Modell von Gary Becker und anderen Vertretern der „new home economics“ ist mannigfaltig. Die nur mangelhafte Berücksichtigung von individuellen Präferenzstrukturen wie Vorlieben, Veranlagungen, Meinungsbildern und Wertestrukturen im ökonomischen Ansatz ist ein erster Kritikpunkt. Diese Strukturen werden als konstant und modellexogen angesehen (Huinink 2002, S.41). Ott (2001) formuliert dazu, dass das Forschungsprogramm der Ökonomik, das als systematische Suche nach Anreizbedingungen und Restriktionen zur Erklärung menschlichen Verhalten verstanden werden kann, dort seine Grenzen hat, wo keine Restriktionen durch Knappheit vorliegen, wie dies im emotionalen Bereich der Fall ist. Es muss davon ausgegangen werden, dass wichtige handlungsleitende Aspekte mit dem ökonomischen Ansatz nicht erfasst werden (Ott 2001, S.129). Das heißt also, gerade Fertilitätsentscheidungen lassen sich nur partiell durch eine „einfache“ rationale Abwägung der ökonomischen Kosten und Nutzen modellieren.

Auch die Modellierung von Fertilitäts- und Partnerentscheidungen als Entscheidungsprozesse unter nutzenmaximierenden Bedingungen ist kritikwürdig, da auf die Berücksichtigung von Unsicherheit und unvollkommener Information verzichtet wird. „Zwar kennt Becker die Unsicherheiten über die künftigen Eigenschaften von Partnern sowie Kindern und diskutiert auch mögliche Folgen, in seine formale Analyse bezieht er sie jedoch nicht ein ...“ (Ott 1998, S.72). Ein weiterer Grund für die

Einschränkungen der rationalen Wahlmöglichkeiten des Akteurs ist außerdem, dass viele Situationen eher als Zwangssituationen beschrieben werden können, in denen keine wirkliche Entscheidungsfreiheit besteht (Köppen 2003, S.27). Der Akteur hat also keine Wahl zwischen verschiedenen Alternativen, sondern wird durch gegebene Umstände zu einer bestimmten Alternative gezwungen.

Einen weiteren Aspekt berücksichtigt Becker nicht, die Möglichkeit, dass Fertilitätsentscheidungen sequenzielle Entscheidungen darstellen. Laufen bei der Geburt der ersten, des zweiten und des dritten Kindes wirklich die gleichen Motivations- und Entscheidungsprozesse ab? Das ist zweifelhaft. Die bereits vorhandenen Kinder beeinflussen die in vielfältiger Art und Weise Kosten-Nutzen-Kalkulation der Eltern. (Klein 1989, S.489; Köppen 2003, S.26) Dieser Prozess wird bei Becker jedoch außer Acht gelassen.

Die Nicht-Berücksichtigung von Institutionen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im ökonomischen Ansatz ist ein weiterer Kritikpunkt. Becker diskutiert familienpolitische Regelungen ausschließlich als eine Art „Armenhilfe“, die vor allem an materiell schlecht gestellte Familien und Frauen gerichtet ist. Solche Transferleistungen haben nach Becker kaum Einfluss auf das generative Verhalten von Familien und Frauen (vergleiche dazu Becker 1993, Kapitel 6 u. 7). Viele Fragen und Probleme bleiben dabei unberücksichtigt. In wie weit ist es möglich, durch öffentliche Betreuungseinrichtungen für Kinder das Zeitbudget (von Frauen) positiv zu beeinflussen und somit die Kosten für (weitere) Kinder zu reduzieren? Oder, lassen sich durch Teilzeitarbeitsregelungen bessere Vereinbarkeitsstrategien von Familie und Beruf realisieren? Das betrifft auch den Bereich von Elternschafts- und Erziehungsurlaub. Die von Becker nicht berücksichtigte Wirkung von gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen greift Esping-Anderson (1990) explizit auf. Sie werden im einem der nächsten Abschnitte diskutiert.

Weitere umfassende Kritik an Becker, wird gegenüber seiner Konstruktion der „Qualität“ von Kindern und deren damit verbundenen Nutzenvermittlung geübt. Robinson (1997, S.65) formuliert: „Quality becomes, in effect, a residual ‚measured‘ by all past, present and future expenditures on children by their parents, and perhaps by the children themselves“. Es wird also nicht wirklich klar, was Becker eigentlich mit dem Konstrukt der Qualität meint. Es ist zu wenig operationalisiert, als das es einen wirklichen Erklärungsgehalt haben könnte.

Huinink (2002, S.44) schreibt dazu, dass der ökonomische Ansatz die psychischen Nutzenfaktoren zu sehr ausblendet, die bei einer konsistenten Modellierung der Qua-

litätsdimension aber unabdingbar sind. Dazu wäre eine Berücksichtigung der Präferenzen der Eltern notwendig, die Becker ja vermeiden möchte.

2.1.3. Die Entscheidung für (weitere) Kinder

Elternschaft wird im ökonomischen Ansatz grundsätzlich als erstrebenswert angesehen. Kinder vermitteln vor allem psychischen Nutzen für ihre Eltern. Mithilfe der oben dargestellten Dimensionierung von Kosten und Nutzen, Arbeitsteilung und Zeitallokation werden im ökonomischen Modell Fertilitätsentscheidungen modelliert. Wie das geschieht, soll in diesem Abschnitt erläutert werden.

Die Interaktion zwischen Qualität und Quantität von Kindern beschreibt Becker als grundsätzlich negativ „...a strong negative relation between the quantity and quality of children...“ (Becker 1993, S. 152) Die Argumentation folgt der Logik, dass zusätzliche Einheiten von Kinderqualität bei wenigen Kinder relativ günstig sind und somit ein Anreiz zur zusätzlichen Investition in Kinder gegeben wird. Dies führt aber zu einer Verteuerung von weiteren Kindern, welche die gleiche Qualität haben sollten. Zum Beispiel lässt sich eine kostspielige Ausbildung eher für ein Kind realisieren, als im gleichen Maße für zwei oder drei. Letzten Endes, so Becker, führe also eine Qualitätssteigerung zu einer Einschränkung der Kinderzahl. Dies impliziert, dass Qualität und Quantität substituierbar sind. (Huinink 2002, S.42f)

Das heißt, je höher die Ansprüche der Eltern an die Qualität der Kinder sind, desto geringer sind die Kinderzahlen in einer Familie. Dies ist unter anderem auch ein Grund für Bildungseffekte hinsichtlich der Kinderzahlen. Für höher gebildete Frauen unterstellt Becker ein generell niedrigeres Interesse an hohen Kinderzahlen und ein höheres Interesse an der Qualität der Kinder: „...the interaction with quality implies that they would invest more in the education and other training of their children.“ (Becker 1993, S.153).

Einkommenseffekte auf die Anzahl von Kindern sind in diesem Ansatz nicht expliziert. Bei Wachstum des Einkommens im Haushalt, kann es zu einer Erhöhung der Anzahl, also einer Investition in die Quantität kommen. Es können aber auch Anreize entstehen, die Qualität zu erhöhen. Die Entscheidung für die eine oder die andere Variante hängt von der Präferenzstruktur der Akteure ab (Huinink 2002, S.42). Diese wird bei Becker als exogen und konstant betrachtet, also nicht weiter diskutiert.

Die wichtigsten Effekte im Becker'schen Modell sind Substitutionseffekte, welche Opportunitätskosten thematisieren. „Hier (bei den Opportunitätskosten) liegt nach Becker ein wesentlicher Grund für den Rückgang der Kinderzahlen bis heute. Die Opportunitätskosten der Kindererziehung haben sich vor allem für die Frauen deutlich erhöht. Im Zuge der Verbesserung der Ausbildung und der Einkommenschancen von Frauen ist für sie die Investition von Zeit in die Kinderbetreuung und -erziehung ständig unattraktiver geworden. Die Bereitschaft zur Mutterschaft geht damit zurück.“ (Huinink 2002, S.43) Becker formuliert: „The relative cost of children is significantly affected by changes in the value of the time of married women, because the cost of the mother's time is a major part of the total cost of producing and rearing children.“ (Becker 1993, S.140).

Das heißt, je höher die Ausbildung von Frauen ist, je mehr Erwerbsarbeit sie leisten und je mehr Einkommen sie erzielen bzw. erzielen könnten, desto geringer wird die Bereitschaft ein Kind zu bekommen (Gustafsson 1991, S.415). Dies gilt insbesondere unter der Annahme, dass Beruf und Mutterschaft nicht vereinbar sind, also mit einer Entscheidung für eine Familie hohe Opportunitätskosten verbunden sind.

2.2. Value-of-Children Ansatz (VOC)

Der Value-of-Children Ansatz läßt sich in die Tradition der sozialpsychologischen Studien und Theorien über generatives Verhalten einordnen. Grundsätzlich arbeiten sozialpsychologische Theorien auf der Basis von individuellen Präferenzen, Orientierungen und Einstellungen (Huinink 2000: S.373), die das Verhalten und die Entscheidungen von Individuen maßgeblich beeinflussen. Gerade hier liegt der Unterschied zu den ökonomischen Handlungs- und Familientheorien, beispielsweise in der Tradition von Gary Becker. Dennoch lehnen auch sie sich weitestgehend an das Paradigma des rationalen Handelns an, welches eine bewußte, abgewogene Entscheidung des Individuums annimmt.

2.2.1.VOC – In Abgrenzung zum ökonomischen Ansatz nach Becker (1990)

Der haushaltsökonomische Ansatz von Gary Becker (1990) bietet einige Wege der Modellierung von Fertilitätsentscheidungen. Außerdem lässt er sich ohne Probleme in einen Mehrebenenansatz integrieren, in welchem nutzenmaximierendes Verhalten der

Akteure angenommen wird (Nauck 2001: S.408f). Durch seine ökonomische Grundlage werden jedoch bestimmte Aspekte von Entscheidungen für oder gegen Kinder ausgeblendet oder nicht eingehend genug diskutiert.

Rosenstiel et al. (1986) formuliert seine Kritik so: Es hat sich gezeigt, dass „... die Erklärungskraft derjenigen Wissenschaften, die sich bislang mit dem generativen Verhalten auseinandergesetzt haben, begrenzt erscheint; so haben z.B. weder die Biologie, noch die Ökonomie den Rückgang der Kinderzahl in den Industriestaaten seit Mitte der sechziger Jahre schlüssig erklären, geschweige denn prognostizieren können. ... Folglich ist es ratsam, ein Modell zur Erklärung dieser Verhaltensweisen zu suchen bzw. zu entwickeln, das von der Untersuchungseinheit des Individuums ... ausgeht.“ (von Rosenstiel, Nerdinger, Oppitz, Spiess und Stengel 1986, S.54)

Die Relevanz von Präferenzen, Einstellungen, Motivationen und individuellen und paarspezifischen Dispositionen zum generativen Verhalten bleibt in ökonomischen Theorien weitgehend unberücksichtigt. „Sie (die ökonomische Theorie) gibt sie exogen vor und unterstellt, dass sie über die Zeit hin konstant und homogen sind“ (Huinink 2002: S.39). Den Hauptpunkt der Kritik formulieren Friedman, Hechter und Kanazawa (1994) so: „Models based on instrumental values are effective in explaining the decline of fertility in developed societies, but they cannot explain why anyone under current circumstances would choose to have a child, absent significant state-provided pronatalist incentives ... Thus the interesting question for instrumental models of fertility is *why do people in developed countries have any children at all when the prevailing constraints are inconsistent with this choice?*“ (Friedman; Hechter, und Kanazawa 1994: S.380, Hervorhebung im Original).

Es geht in diesem Ansatz also um die Frage, was Kinder für ihre Eltern so wertvoll macht. Es werden dabei auch ökonomische und normative Momente und deren Auswirkungen auf psychologische Aspekte der Fertilitätsentscheidung berücksichtigt (Nauck 2001: S.410).

2.2.2. Der VOC nach Hoffman und Hoffman

Die wichtigsten Vertreter des VOC sind Hoffman und Hoffman. Sie begründeten mit ihrem Artikel „The Value of Children to Parents“ von 1973 diesen Ansatz zur vergleichenden Untersuchung von verschiedenen Formen von „benefits“ von Kindern für ihre Eltern als Motivationsgrundlage für generatives Verhalten. Diese Motivatio-

nen waren und sind überaus komplex, verändern sich über die Zeit und sind nicht selten ambivalent. Das Anliegen von Hoffman und Hoffman war es, sie in eine Systematik einzuordnen, um ihre Interaktionen mit anderen fertilitätsbestimmenden Variablen sichtbar zu machen (Hoffman and Hoffman 1973: S.20).

Der Value of Children Ansatz läßt sich grundsätzlich als Kosten-Nutzen-Kalkulation beschreiben. Kosten und Nutzen haben dabei unterschiedliche Dimensionen. Das wichtigste Anliegen ist eine Differenzierung der Nutzenkomponenten von Kindern, also die systematische Auseinandersetzung mit der Frage, für welche (Lebens-)Ziele Kinder einen Nutzen für ihre Eltern stiften und so die Entscheidung für Kinder begründbar machen. Hoffman und Hoffman (1973: S.46f) arbeiteten die folgenden neun verschiedenen Nutzendimensionen heraus:

1. *Definition des eigenen Erwachsenenstatus und sozialer Identität*
2. *Fortleben der eigenen Person und Selbsterfüllung*
3. *Erfüllung sozialer Normen und Moralität*
4. *Primärgruppenbindung und emotionale Befriedigung*
5. *Anregung, Spaß und Freude*
6. *Schöpferische Wirksamkeit und Kreativität*
7. *Sozialer Status*
8. *Macht und Einfluss*
9. *ökonomische und materielle Vorteile*

Doch was verbirgt sich hinter den einzelnen Dimensionen?

Definition des eigenen Erwachsenenstatus und sozialer Identität: Der Schulabschluss, der Beginn des Arbeitslebens, eine Heirat oder aber die Geburt eines Kindes etablieren ein Individuum in der Erwachsenenwelt. Diese Prozesse formen das Bild eines „wirklich akzeptierten“ Mitglied der Gesellschaft und schaffen so Zutritt zu anderen Institutionen (Hoffman and Hoffman 1973: S.47). Man begreift und definiert sich zumindest teilweise durch seinen Familienstatus und durch Einnehmen der Vater- oder Mutterrolle.

Fortleben der eigenen Person und Selbsterfüllung: In diese Dimension fließen Vorstellungen über Bindungen zur nächsten Generation über die eigenen Kinder, über die Weiterführung von Traditionen in der Familie über die eigene Lebenszeit hinaus und die Vermittlung von Werten, Verhaltensweisen und Wissen an die folgenden Generationen ein. Die Elterngeneration erreicht dadurch eine Art „Unsterblichkeit“, da ein

Stück von ihnen stets in ihren eigenen Kindern weiterleben wird (Hoffman und Hoffman 1973: S.48). Der Stolz über die Weiterführung des Familiennamens ist ein konkretes Beispiel, dass allerdings nur wenig relevant sein dürfte.

Erfüllung sozialer Normen und Moralität (Hoffman und Hoffman 1973: S.49 ff): Unter diesen Punkt fällt ein Vielzahl von Nutzendimensionen die aus der Geburt und dem Aufziehen von Kindern hervorgehen können. Zum ersten wäre hier die Erfüllung von eigenen religiösen Vorstellungen über die Lebensführung zu nennen. Viele Religionen vertreten die Vorstellungen, dass Elternschaft eine Art von Moralität darstellt und somit wünschenswert ist. So gibt es beispielsweise ein nachgewiesenes stärkeres Bedürfnis nach größeren Familien bei Menschen mit katholischem Glauben, im Vergleich zu Nicht-Katholiken (Hoffman und Hoffman 1973, S.50). Altruismus fällt bei Hoffman und Hoffman ebenfalls in diese Kategorie. Also die Möglichkeit nicht als egoistisch zu erscheinen und daraus einen selbsterfüllenden Nutzen zu ziehen. Eine andere Form des Altruismus ist das Kinderbekommen zum Wohle der Gruppe bzw. der gesamten Gesellschaft. Diese wird allerdings in dieser Arbeit so gut wie keine Rolle spielen. Als letzter Punkt wird in dieser Nutzendimension die Erfüllung von gesellschaftlichen Normen und Restriktionen genannt, die Kinder zum Beispiel in einer bestimmten Lebensphase oder Alter einfordern.

Primärgruppenbindung und emotionale Befriedigung: Der Nutzen dieser Dimension definiert sich über die Bindung an die eigene Familie, als ein letzter privater Raum in einer modernisierten Gesellschaft. Diese Bindung wird nachweislich vor allem durch Kinder vermittelt. Dies bezieht sich im besonderen Maße auf die Frau bzw. Mutter (Hoffman and Hoffman 1973: S:52).

Anregung, Spaß und Freude: Kinder verkörpern neue Erfahrungen und Veränderung im eigenen Leben, wenn dieses abgesichert, aber vielleicht nicht mehr wirklich aufregend ist. Zu beobachten wie Kinder aufwachsen, sich entwickeln und lernen, kann Freude vermitteln. Darüber hinaus bildet die Interaktion mit Kindern beim Entdecken der Umwelt, Spielen etc., die Möglichkeit Erfahrungen aus der eigenen Jugend zu wiederholen (Hoffman and Hoffman 1973: S. 53).

Schöpferische Wirksamkeit und Kreativität: Diese treten vor allem beim Umgang mit Kindern hervor. Die Interaktion mit ihnen erfordert oft, wenn nicht sogar immer, ein hohes Maß an Phantasie und Kreativität (Hoffman and Hoffman 1973: S.54ff). Auch der Umgang mit Krisen und problemhaften Situationen fördert diese Eigenschaften, die dann individuell als positiv angesehen werden.

Sozialer Status (Hoffman and Hoffman 1973: S.56f): Kinder können erstens einen gewissen sozialen Status allein durch ihre Quantität nach außen zeigen oder produzieren. Je mehr Kinder jemand hat, desto höher der Status. Die Familie kann sich eine gewisse Anzahl von Kindern leisten. Diese Art des Statusgewinns ist vor allem in nicht-industrialisierten Kulturen zu finden, spielt aber in dieser Arbeit über hochindustrialisierte Länder (Deutschland und Norwegen) so gut wie keine Rolle. Zweitens: In den industrialisierten Kulturen von Europa oder Amerika ist es eher umgekehrt. Eine geringe Anzahl von Kindern zeigt verantwortungsvollen Umgang, Emanzipation und soziale Mobilität. Darüber hinaus wird sozialer Status über Investitionen in die Qualität der Kinder gezeigt, z.B. durch die Ermöglichung eines teuren Collegebesuchs.

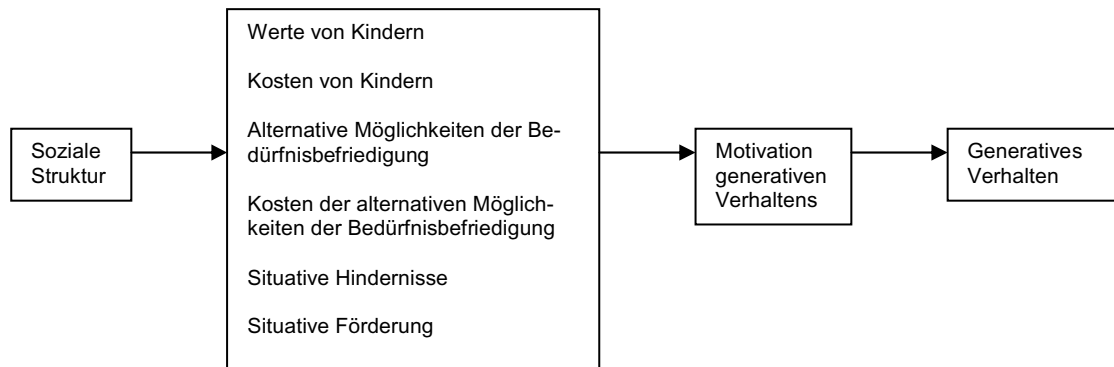
Macht und Einfluss: Eine Art von Macht und Einfluss ist vor allem für Frauen von Bedeutung. Durch die Geburt von Kindern haben Frauen die Möglichkeit mehr in familiäre Entscheidungen einzugreifen und ihre Interessen durchzusetzen. Dieses Phänomen beschränkt sich nicht nur auf die eigene Familie, sondern betrifft oft auch die Eltern des Mannes. Natürlich vermittelt Elternschaft durch die Vormundschaft über das Kind eine große Macht über ein anderes menschliches Wesen. Eltern haben die Möglichkeit, sowohl emotionale, psychische als auch physische Macht auszuüben und dadurch Selbstwirksamkeitserfahrungen zu machen (Hoffman and Hoffman 1973: S.54ff).

Ökonomische und materielle Vorteile (Hoffman and Hoffman 1973: S.54ff): Auch diese Art von Nutzen findet man eher in nicht-industrialisierten Kulturen, in denen Kinder als Arbeitskräfte und Sicherungsmechanismen (Alter, Krankheit etc.) eine große Rolle spielen. Sie also für das Einkommen und das Überleben der Familie mit verantwortlich sind. Hier manifestiert sich der Nutzen oft über die Anzahl von Kindern. Er steigt mit jedem weiteren Kind. In unserem Kulturkreis ist diese Nutzendimension nur noch sehr rudimentär ausgeprägt. Wie schon bei der Erläuterung des Ansatzes von Becker angemerkt wurde, übernimmt vor allem der Wohlfahrtsstaat und nicht mehr die Familie in Deutschland und Norwegen die Absicherung der Eltern in Krankheitsfällen, im Alter etc.

Die eben dargestellten Werte von Kindern werden nun in ein komplexeres Modell eingebettet, in welchem der Entscheidungsprozess für oder gegen Kinder skizziert wird. In Grafik 1 ist die Modellierung dieses Prozesses überblickartig dargestellt.

Unter der „Sozialen Struktur“ sind die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen generativen Verhaltens zu verstehen. Diese Bedingungen können zwischen Ländern und

Kulturen variieren, so auch zwischen Deutschland und Norwegen. Die Soziale Struktur beeinflusst die subjektive Wahrnehmung des Nutzens und natürlich auch der Kosten von Kindern (Huinink 2002: S.1) in den oben diskutierten Dimensionen.



Grafik 1: Das Modell von Hoffman und Hoffman (1993), Quelle: entnommen aus Rostenstiel et al. (1980, S.63)

Demgegenüber stehen die Kosten und der Nutzen von alternativen Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung. Einige der neun Nutzendimensionen von Hoffman und Hoffman sind mehr oder weniger substituierbar oder treten in Konkurrenz mit ganz anderen Möglichkeiten. Zur Repräsentation eines bestimmten sozialen Status kann beispielsweise ein teures Auto oder ein Haus gekauft werden, schöpferische und kreative Wirksamkeit kann durch die Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten (z.B. durch ein Studium) ermöglicht werden etc. Diese Substituierbarkeit ist jedoch nicht universell. Im Value of Children-Ansatz geht es vor allem um die exklusiv und ausschließlich durch Kinder vermittelten Nutzendimensionen. Dennoch gibt es auf der anderen Seite Dinge oder Vorhaben, die exklusiv nur ohne Kinder realisiert werden können und damit ebenfalls sehr spezifischen Nutzen vermitteln. Zum Beispiel Perspektiven und Möglichkeiten (Berufswahl etc.), die einen sehr hohen Grad an Mobilität voraussetzen.

In dieses komplexe Gebilde fließen außerdem eventuelle situative Hindernisse und Förderungen ein. Deren Wahrnehmung hängt von den strukturellen Rahmenbedingungen und der sozialen Struktur ab und bestimmt in großem Maße spezifische Verhaltensweisen oder Entscheidungen. Da auch der Value of Children-Ansatz von grundsätzlich rational handelnden Akteuren ausgeht, muss das Individuum also aufgrund von Kosten-Nutzen-Abwägungen unter all diesen Restriktionen seine Disposition zum generativen Verhalten bestimmen, aus welcher dann letzten Endes die konkrete Entscheidung für eine Elternschaft hervorgeht (Huinink 2002: S.3).

2.2.3. Kritik und Weiterentwicklung des Value-of-Children Ansatzes

Der Value-of-Children“ Ansatz von Hoffman und Hoffman wurde vor allem aufgrund seines eher induktiven Charakters kritisiert. Friedman, Hechter und Kanazawa (1994) und v. Rosenstiel (1986) bemängeln die fehlende theoretische Absicherung. „Er bringe nichts weiter als eine Liste potentieller Vorteile von Kindern“ (Huinink 2000: S.374), die nicht deduktiv abgeleitet worden ist. „Die ‚Values-of-Children‘ sind deshalb modellexogen und ihr theoretischer Status zunächst ungeklärt, zumal völlig offen ist, ob es sich bei der dieser Liste um ein (im Sinne der theoretischen Modellbildung) geschlossenes Wert-System handelt, oder ob sie beliebig erweiterbar ist.“ (Nauck 2001: S.410).

Huinink (2000) schreibt dazu: „Diese Kritik ist nicht unberechtigt und verweist auf die Notwendigkeit, den Ansatz theoretisch besser zu fundieren ... Daher geht es darum, die einzelnen Nutzenkomponenten präzise theoretisch zu begründen und von einander abzugrenzen.“ (Huinink 2000: S.374).

Anhand eines argumentativen Beispiels für einen bestimmten Aspekt des psychischen Nutzens von Elternschaft präzisiert Huinink (2000: S.374ff) diesen Ansatz. Soziale Identität, so argumentiert er, kann nur in persönlich geprägten, sozialen Interaktionsbeziehungen gewonnen und stabilisiert werden. „Wo soziale Normen fehlen, brauchen Akteure, so die These, nunmehr den authentischen Response einander gegenüber als „Vollperson“ (Luhmann 1988). Soziale Beziehungen, die genau dieses Bedürfnis befriedigen können, dürfen nicht formal reguliert und nicht strategisch angelegt sein und müssen zumindest perspektivisch auf Stabilität hin orientiert sein“ (Huinink 2000: S.375). Gerade diese Merkmale finden wir in Elternschaftsbeziehungen. Der (psychische) Nutzen von Kindern resultiert also in diesem Beispiel aus der Selbstvergewisserung und Bestätigung der eigenen Identität außerhalb von institutionellen Strukturen, wie z.B. dem Arbeitsmarkt. Anders formuliert bedeutet das, dass durch Kinder eine „ursprüngliche“, enge, intime, emotionale, lebenslange, durch hohe Selbstbindung getragene soziale Beziehung geschaffen wird, die damit in hohem Maße identitätsstiftend zur persönlichen Fundierung und Selbstvergewisserung beiträgt. Generationen sind außerdem in besonderer Weise durch dialogische Interaktion gekennzeichnet (Huinink 1995: S.116ff).

Einen weiteren Kritikpunkt des Value of Children-Ansatzes liegt in seiner Vieldimensionalität. Friedman, Hechter und Kanazawa (1994: S.381f) meinen dazu, dass es nicht möglich ist, aufgrund der vielfältigen Nutzendimensionen das Entscheidungs-

verhalten von Individuen hinreichend zu erklären. Wie entscheidet sich ein Individuum zwischen konkurrierenden Nutzendimensionen von Kindern? (Friedman; Hechter, and Kanazawa 1994: S.381) Dementsprechend schlagen sie eine eindimensionale Modellierung vor. Sie beruht vor allem auf der Annahme der Vermeidung von Unsicherheit in Entscheidungsprozessen. Handlungen die Unsicherheiten reduzieren werden also eher als nützlich und sinnvoll angesehen und durchgeführt.

Dem kann entgegengehalten werden, dass genau die Mehrdimensionalität der Vorteil des Value of Children-Ansatzes ist, „da nur so der Wandel der Bedeutung unterschiedlicher Nutzen- und Kostendimensionen (materiell, psychisch, sozionormativ), wie er im Verlauf der Modernisierung behauptet wird, modelliert werden kann.“ (Huinink 2000, S.375) Die Reduzierung von Unsicherheit in Bezug auf Elternschaft hat mehrdimensionale Züge, so kann es durchaus sinnvoll sein mehrere Strategien gleichzeitig zu verfolgen, z.B. zum einen Unsicherheitsreduktion durch eine funktionieren Partnerschaft und zum anderen durch eigenständige Erwerbsbeteiligung.

Fehlende aber notwendige Brückenhypothesen der Verknüpfung von sozialen Handlungskontexten und Akteursebene, werden von Nauck (2001: S.412ff) bemängelt. Gleichzeitig mit dieser Kritik bietet er eine Möglichkeit der Neukonzeptualisierung des Value-of-Children Ansatzes an (Nauck 2001, Kohlmann 2000). Die Weiterentwicklung liegt darin, die Value-of-Children Theorie in die allgemeine Theorie sozialer Produktionsfunktionen zu integrieren und weiterhin anzunehmen, dass menschliche Akteure „mindestens zwei Dinge maximieren ... : soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden“ (Lindenberg 1990: S.271 unter Berufung auf Adam Smith). Dabei gilt, je größer die Effizienz eines Produktionsfaktors für die Befriedigung dieser Grundbedürfnisse innerhalb des jeweiligen Kontextes, desto eher wird dieser Produktionsfaktor gewählt. Der Value-of-Children Ansatz kann in diesem Zusammenhang dazu genutzt werden, zu explizieren, in welcher Weise und unter welchen Voraussetzungen Kinder als Zwischengüter in die soziale Produktionsfunktion der Eltern eingehen (Nauck 2001: S.413). Also wie effizient Kinder soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden produzieren und in wie weit es sich lohnt, in sie in vielfältiger Weise zu investieren.

2.2.4. Entscheidung für (weitere) Kinder

Der Value-of-Children-Ansatz modelliert die Entscheidung für oder gegen Kinder wie folgt. Unter der Dominanz materieller Vorteile von Kindern werden für Eltern eine hohe Anzahl von Kindern erstrebenswert sein. Wenn dagegen psychische „benefits“ überwiegen, reichen weniger Kinder, um den gewünschten Nutzen zu erzielen. Je nach strukturellen Rahmenbedingungen, welche zum Beispiel eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen schaffen, müsste eine größere Kinderzahl in diesem Fall die psychischen und auch die materiellen Kosten mehr oder weniger stark erhöhen (Huinink 2000: S.375), während der Nutzen nicht im gleichen Maße steigt. Für den hier angestrebten Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen, dominiert der psychische Nutzen von Kindern. In beiden Ländern kann aufgrund des nur noch rudimentär vorhandenen Produktions- und Versicherungsnutzens und der herrschenden ökonomischen und sozialen Verhältnisse davon ausgegangen werden, dass Kinder nicht als materielle Absicherung verstanden werden.

Die aktuellen Fertilitätsentwicklungen, die vor allem durch eine Verlagerung der Geburten in höhere Alter gekennzeichnet sind, lassen sich nach dem Value-of-Children-Ansatz konsistent modellieren. Huinink (2000) schreibt dazu: „Steht der psychische Nutzen von Elternschaft im Vordergrund, so wird man nur dann und nur zu einem solchen Zeitpunkt den Schritt zur Elternschaft vollziehen wollen, wenn man davon überzeugt ist, diesen Nutzen auch realisieren zu können. Befindet man sich ... in einer in Bezug auf die Elternschaft strukturell problematischen Lebenslage, wird man Geburtenkontrolle üben, da Elternschaft nicht nur mit geringeren psychischen Nutzen, sondern auch mit erheblichen psychischen und materiellen Kosten verbunden wäre.“ (Huinink 2000: S.376) Die Geburt von Kindern wird dann also meist auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Die generelle Motivation zur Elternschaft wird dabei nicht in Frage gestellt.

2.3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und ihr Einfluss auf das generative Verhalten – Theorie nach Esping-Andersen

Eine sehr prominente Theorierichtung innerhalb der Fertilitätsforschung beschäftigt sich mit der Frage: Inwieweit gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingun-

gen die Geburt von Kindern beeinflussen. Theorien dieser Art nähern sich der Fragestellung aus makro-theoretischer Perspektive. Es wird also versucht, mithilfe von vergleichenden Betrachtungen des Wohlfahrtsstaates, Unterschiede der Fertilität (z.B. zwischen Deutschland und Norwegen) zu erklären. Die Typologie, welche in meiner Arbeit Anwendung finden soll, ist die von Esping-Anderson (1990). „Esping Andersen schlägt eine (Ideal)Typologie von Wohlfahrtsstaatsregimes vor, in die sich entsprechend ihrer politisch-ideologischen Tradition die kapitalistischen Demokratien Westeuropas und Nordamerikas einordnen lassen“ (Reuter 2002, S.7)

Bei der Beantwortung der Frage des unterschiedlichen Geburtenverhaltens von Frauen in Deutschland und Norwegen, spielen aus dieser theoretischen Sichtweise die Verbreitung von Kinderbetreuungseinrichtungen, Bildungs- und Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen und Transferleistungen eine grundlegende Rolle.

2.3.1. Der Wohlfahrtsstaat

Um verschiedene wohlfahrtsstaatliche Regime miteinander vergleichen zu können, müssen wir zuerst die Frage beantworten, was sich hinter dem Begriff Wohlfahrtsstaat verbirgt. Esping-Andersen orientiert sich am Vorschlag von T.H. Marshall von 1950, nach dem die Staatsbürgerschaft das zentrale Element des Wohlfahrtsstaates ist. Es geht also um die Gewährung von sozialen Rechten, die man in folgende Elemente unterteilen kann (Esping-Andersen 1990, S.36).

- 1. Die De-Kommodifizierung des Status der Individuen gegenüber dem Markt*
- 2. Die Form der sozialen Stratifizierung, d.h. Bürgerstatus der jedem einzelnen verliehen wird*

1. De-Kommodifizierung

Unter De-Kommodifizierung versteht man grundsätzlich „...when a service is rendered as a matter of right, and when a person can maintain a livelihood without reliance on the market“ (Esping-Andersen 1990)“ Das heißt, die Bereitstellung alternativer, nicht-marktförmiger Mittel der Wohlfahrtsproduktion, die das Individuum von seiner Marktabhängigkeit befreien. Das bedeutet vor allem, dass Verteilungsfragen sozialer Leistungen vom Marktmechanismus entkoppelt sind. Die entscheidende Bedeutung dieses Mechanismus liegt darin, dass die Existenz einer Sozialversicherung oder -

fürsorge nicht ausreicht, solange sie über ein Netz von Bedarfsprüfungen gewährt wird, die nicht wirklich von Marktabhängigkeiten befreien (Esping-Andersen 1990, 1998).

Wohlfahrtsstaaten unterscheiden sich in der Entwicklung der De-Kommodifizierung. Esping-Andersen differenziert dabei zwischen Systemen mit Sozialfürsorge, mit Zwangsversicherungen und gleichen Grundsicherungsleistungen.

In Systemen mit Sozialfürsorge sind soziale Rechte an nachweisbaren Bedarf geknüpft und sind meistens mit geringen Leistungen verbunden. Sie führen kaum zu einer De-Kommodifizierung, sondern eher zu einer Stärkung des Marktes, da außer absoluten Bedarfsfällen alle Individuen zu privater Vorsorge angehalten werden. (Esping-Andersen 1990, S. 37)

In Wohlfahrtsstaaten mit staatlichen Zwangsversicherungen hat das Individuum recht weitreichende Ansprüche auf Versorgungsleistungen, dennoch kann auch in diesem Fall nicht von einer automatischen De-Kommodifizierung ausgegangen werden, da sie zumeist von der Art der Zugangsregelungen und Leistungsvoraussetzungen abhängig ist. (Esping-Andersen 1990, S.37f) Um beispielsweise Rentenansprüche zu erwerben, muss vorher in das System eingezahlt werden und die Höhe der Bezüge richtet sich nach den Höhe der Beiträge und der Einzahlungsdauer.

Als dritter und letzter Idealtyp steht der Wohlfahrtsstaat, der gleiche Grundleistungen für alle Bürger bereitstellt. Versorgungs- und Sozialleistungen sind unabhängig von vorherigen Einkünften, Beiträgen oder Arbeitsleistungen. Die Kommodifizierung ist in solchen Systemen sicher am meisten fortgeschritten, aber auch nicht „per se“ vorhanden. (Esping-Andersen 1990, S.38)

Generell sind Entwicklungen von De-Kommodifizierung erst jüngeren Datums und von Staat zu Staat sehr unterschiedlich, wie wir später noch sehen werden.

2. Stratifizierung

Stratifizierung meint, in wie weit der Wohlfahrtsstaat soziale Ungleichheiten zwischen seinen Bürgern nivelliert oder verstärkt. So können z.B. Sozialausgaben und andere Umverteilungsmaßnahmen – wenn sie hoch ausfallen – zu einer merklichen Verringerung sozialer Ungleichheit führen (Schmid 2002, S.83). Dabei muss berücksichtigt werden, dass der Wohlfahrtsstaat ein eigenständiges System der Stratifizierung darstellt, indem er in aktiver und direkter Weise soziale Beziehungsmuster ordnet (Esping-Andersen 1990, S.39). Aus vergleichender Perspektive lassen sich drei unterschiedliche Stratifizierungssysteme ausmachen.

Als erstes ist die frühere Armenhilfe und ihre bis in die heute Zeit hineinreichenden sozialfürsorglichen Einrichtungen zu nennen. Diese Art der Fürsorge ist unter offensichtlicher stratifizierender Absicht entwickelt worden. „By punishing and stigmatizing recipients, it promotes social dualism“ (Esping-Andersen 1990, S.24).

Das Sozialversicherungsmodell gilt ebenfalls als eine ausdrückliche Form von Klassenpolitik (Esping-Andersen 1990, S.39), denn einerseits geht es hier darum, eigene Programme für die verschiedenen Statusgruppen innerhalb des Staates zu etablieren und so Rechte und Privilegien festzuschreiben. Auf der anderen Seite wird versucht, durch Sozialversicherungsleistungen eine hohe Bindung an die staatliche Autorität zu erzeugen. Diese Vorgehensweise wird auch als staatskorporatistisches Modell bezeichnet und geht in den meisten Fällen mit einer gesonderten, großzügigen Absicherung für Angehörige des öffentlichen Dienstes einher. (Esping-Andersen 1990, S.39ff).

Als Alternative zu den Modellen bedarfsgeprüfter Sozialfürsorge und korporatistischer Sozialversicherung fördert die dritte Variante, das universalistische System, tatsächlich die Statusgleichheit. Dadurch, dass alle Bürger unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit oder Marktstellung mit ähnlichen Rechten ausgestattet sind, homogenisiert der Staat seine Sozialleistungen auf einem recht niedrigen Niveau. (Esping-Andersen 1990, S.41).

4.3.2. Regime-Typologie

Hinsichtlich ihres Status von De-Kommodifizierung und Stratifizierung lassen sich die europäischen und nordamerikanischen, kapitalistischen Staaten recht gut unterteilen. In dieser Typologie spiegeln sich die einschlägigen Erfahrungen der jeweiligen nationalen Politik- und Sozialgeschichte, sowie der politischen Kraftverhältnisse wider (Schmid 2002, S.82), die letzten Endes zur Ausdifferenzierung des Wohlfahrtsystems der einzelnen Staaten geführt haben. Selbstverständlich ist diese Systematisierung durch die Annahme von Idealtypen gekennzeichnet, die so in der Realität nicht auftreten. Dennoch helfen sie bei der grundlegenden Einordnung der verschiedenen Wohlfahrtsstaaten und machen einen Vergleich erst möglich.

1. Liberale Wohlfahrtsstaaten

In der Gruppe der liberalen Wohlfahrtsstaaten lassen sich Länder wie die USA, Australien, Kanada, Großbritannien und die Schweiz einordnen (vgl. Esping-Andersen 1990, 1998 und Reuter 2002). Die Dekommodifizierung ist in diesen Staaten nur gering ausgeprägt, da bedarfsgeprüfte Sozialfürsorge, niedrige Transferleistungen und wenig umfangreiche Sozialversicherungsprogramme vorherrschen. Die Rolle der Familie und des Marktes wird betont (Schmid 2002, S.84), da sie der Staat entweder in passiver Weise, indem er nur minimale Leistungen bietet, oder aber in aktiver Weise, durch die Subventionierung privater Sicherungsformen, fördert (Esping-Andersen 1990, S.43). Der primäre Ort für soziale Absicherungen ist also der Markt, auf welchem private Vorsorge getroffen werden kann. So wird staatliche finanzielle Unterstützung, Familien auch erst bei Abfallen unter das Existenzminimum zu teil. Dies gilt im Besonderen für alleinerziehende Mütter, so dass der Ehemann als Hauptverdiener teilweise ersetzt werden kann (vgl. Köppen 2003, S.29 und Esping-Andersen 1990).

2. Korporatistische/konservative Wohlfahrtsstaaten

Als korporatistische oder konservative Wohlfahrtsstaaten gelten in dieser Typologisierung Deutschland, Frankreich, Österreich und Italien (Esping-Andersen 1990, 1998; Reuter 2002; Schmid 2002). Sie intervenieren generell stärker in die Marktmechanismen (Reuter 2002, S.8), sodass der Markt als primärer Wohlfahrtsproduzent verdrängt werden wird. Auch spielen in diesem Modell private Vorsorge nur eine untergeordnete Rolle. Ziel dieser Politik ist es jedoch nicht nivellierend auf Statusunterschiede einzuwirken, sondern diese zu manifestieren. Rechte auf Sozialleistungen waren und sind daher klassen- und statusgebunden. (Esping-Andersen 1990, S.44) Typischer Weise hat in diesen Regimen die Kirche einen starken Einfluss.

Dieses Modell hat entsprechende Auswirkungen auf die Familie und auf das Frauenbild. Die traditionelle Form der Familie mit geschlechtlicher Arbeitsteilung gilt als das zu fördernde Familienmodell. Kinderbetreuungseinrichtungen und familienbezogene Dienste werden nur marginal angeboten und nichterwerbstätige Frauen sind aus der Sozialversicherung ausgeschlossen, aber familienpolitische Maßnahmen fördern Mutterschaft. (Esping-Andersen 1990, S.44) Dies führt zur einer Dominanz des „male-breadwinner“-Modells, in welchem der Mann Alleinversorger der Familie ist. Außerdem ist das „Subsidiaritätsprinzip“ Garant dafür, dass soziale Versorgungsleistun-

gen (z.B. Alten- und Kinderbetreuung) zum großen Teil in der Familie erbracht werden (Esping-Andersen 1990, S.24).

3. Sozialdemokratische Wohlfahrtsstaaten

In diese dritte Kategorie lassen sich die skandinavischen Staaten einordnen. Norwegen und Schweden sind sicherlich die eindeutigsten Fälle, aber auch Dänemark und Finnland gehören zu diesem Typus (Esping-Andersen 1990, 1998 und Schmid 2002). In diesen Staaten wird Gleichheit auf höchstem Niveau von Sozialleistungen angestrebt. Die Anspruchsgrundlage bilden dabei soziale Bürgerrechte (Schmid 2002, S.85). Das heißt, alle Schichten und Klassen werden in das gleiche universelle Versicherungssystem einbezogen und so entsteht ein höchst de-kommodifiziertes Gesellschaftssystem. Dieses Modell drängt den Einfluss des Marktes zurück (Esping-Andersen 1998, S.45) und schafft einen starken, einflussreichen Wohlfahrtsstaat. Dies geschieht durch eine umfangreiche Beteiligung des Staates auf dem Arbeitsmarkt, gerade im sozialen Dienstleistungsbereich ist der Wohlfahrtsstaat der größte Arbeitgeber (Kolberg und Esping-Andersen 1991, S.25)

Esping-Andersen (1998, S.45) schreibt über die Rolle der Familie: „Die emanzipatorische Politik des sozialdemokratischen Regimes richtet sich sowohl an den Markt, wie auch an die traditionelle Familie. Im Gegensatz zum korporatistischen Subsidiaritätsmodell geht es nicht darum zu warten, bis die Hilfsfähigkeit der Familie erschöpft ist, sondern um die vorausseilende Vergesellschaftung familialer Kosten. Idealerweise werden nicht die Abhängigkeiten von der Familie, sondern die Möglichkeiten individueller Unabhängigkeit maximiert.“ Explizit werden also vom Staat Leistungen wie die Pflege der Jungen, Alten und Hilflösen übernommen. Dies bietet gerade Frauen die Möglichkeit, sich an der Erwerbsarbeit zu beteiligen (Esping-Andersen 1998, S.45).

2.3.3. Kritik an der Typologie von Esping-Andersen

So prominent wie dieser Ansatz ist, so vielfältig wurde er auch aus unterschiedlichen Richtungen kritisiert. Zum einen kann der Vorwurf erhoben werden, dass die Kategorisierung nicht vollständig ist und sich somit einige Staaten nicht einordnen lassen. So schlägt zum Beispiel Leibfried (1990) die Ergänzung einer Kategorie der *rudimentären Wohlfahrtsstaaten* vor. In dieser würde dann auch eine Klassifizierung Spaniens,

Portugals, Griechenlands und Italiens möglich. Es handelt sich dabei um Systeme in denen soziale Sicherung nur partiell entwickelt ist und der Anspruch auf Wohlfahrt nicht rechtlich verankert ist. (Schmid 2002, S.87).

Auch Kritik methodischer und theoretischer Natur wurde an diesem Ansatz geübt (siehe dazu Schmid 2002, S.89ff), auf diese soll jedoch nicht näher eingegangen werden, da sie für die weiteren Betrachtungen nicht von Bedeutung ist.

Die Kritik feministischen Theorie am Modell von Esping-Andersen (1990), ist für diese Arbeit am bedeutendsten. Sie führte zu einer entscheidenden Weiterentwicklung des Modells. Vor allem wird kritisiert, dass Esping-Andersen weder die Geschlechts- noch die Familiendimension ausreichend berücksichtigt hat (Reuter 2002, S.8). Zusammenfassend formuliert Reuter¹ (2002, S.8) die grundlegenden Probleme des Ansatzes wie folgt: „Das Konzept der Dekommodifizierung könnte nur für diejenigen zur Befreiung werden, die zuvor bereits kommodifiziert seien. Da jedoch der gleichberechtigte Zugang zum Arbeitsmarkt weitgehend verwehrt sei, bedeute Dekommodifizierung für sie (die Frauen) die Bindung an traditionelle Frauenrollen. Der ausschließliche Blick auf die Beziehung von Markt und Staat blende den gesamten Reproduktionssektor und die damit verbundenen geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Wirkungen des Wohlfahrtsstaates aus.“

Exemplarisch für die diese Debatte werden zwei Vertreterinnen dieser Kritik kurz vorgestellt, wobei den Vorschlägen von Schmid (2002) gefolgt wird. Die da wären: die Kritik von Sainsbury (1999) und die kritischen Ansatzpunkte von Pfau-Effinger (2000).

Diane Sainsbury (1999, S.259ff): Ihre Kritik zielt vor allem auf das in der Wohlfahrtsstaatsforschung unterstellte „male-breadwinner“-Konzept ab, also die Annahme, dass der Ehemann der Alleinverdiener und Alleinernährer in der Familie ist. Diese Modellannahmen reichen kaum für eine konsistente Erklärung von Fertilitätsunterschieden aus. Sie schreibt dazu: „...welfare state regime typology breaks down at several points when gender is brought into the analysis...we need to consider how gender regimes interface with welfare state regimes ...“ (ebd., S.261). Wohlfahrtsstaaten lassen sich also nicht ausschließliche mithilfe der Dimensionierung von Esping-Andersen unterscheiden, auch die Geschlechterpolitik spielt eine entscheidende Rolle. Nach Sainsbury (1999, S.265ff), kristallisieren sich typische Merkmale der einzelnen Wohlfahrtsstaaten heraus und lassen sich zu drei Wohlfahrtsstaatstypen zusammen-

¹ Sie bezieht sich dabei auf eine Vielzahl von Arbeiten u.a.: Langan/Ostner (1991), Sainsbury (1994a), Lewis (1997), Becker (1999), O'Connor (1993)

fassen. Diese unterscheiden sich vor allem darin, inwieweit sie zur Unabhängigkeit der Frau beitragen (Schmid 2002, S.96).

Die klassischen, traditionellen „male breadwinner“-Staaten bilden die erste Gruppe (Sainsbury 1999, S.78). Deutschland, die Niederlande und Großbritannien sind hier typische Vertreter. Sie sind gekennzeichnet durch starke Abhängigkeiten von Müttern mit jungen Kindern und von Frauen. In diesen Staaten werden Frauen kaum in ihren Bestrebungen zu eigener Erwerbstätigkeit unterstützt. Die traditionelle Unterteilung in den „male family provider“ und den „female care giver“ wird unterstützt und aufrechterhalten und die traditionelle Familie gilt als das zu unterstützende Familienmodell.

Die zweite Gruppe bilden die Regime mit getrennter Rollenteilung (separate gender roles). (Sainsbury 1999, S.78) In diesen Ländern stellt sich die familiäre Situation zwar ähnlich dar wie im „male breadwinner“-Modell, wird aber durch eigenständige Ansprüche der Frauen erweitert. Auch die Anreize für Mütter und Frauen zu eigener Erwerbstätigkeit sind wesentlich größer und Teilzeitjobs sind dabei ein wichtiger Bestandteil. In diese Gruppe gehört zum Beispiel Frankreich.

Diesen beiden Regimetypen stehen Länder mit individueller Versorgungsstrategie gegenüber. (Sainsbury 1999, S.78) Hier findet sich vor allem das skandinavische Modell wieder. Frauen und Männer teilen sich die Aufgaben der Einkommenserzielung, Erziehung und Pflege (Schmid 2002, S.97) und werden von staatlicher Seite dabei unterstützt. Staatsbürgerschaft ist dabei die Grundlage für soziale Transfers und Dienstleistungen. Damit wird in großem Umfang die Abhängigkeit von Frauen und Müttern von Markt und Familie verringert.

Wie wir noch sehen werden, lässt sich diese Kritik in das Modell von Esping-Andersen einarbeiten.

Pfau-Effinger (2000):

Auch Pfau-Effinger (2000) differenziert zwischen drei grundsätzlich verschiedenen Regimen und Entwicklungslinien der Geschlechterpolitik in Wohlfahrtsstaaten, zum einen die klassische Versorgungsebene mit einer starken geschlechtlichen Arbeitsteilung, die jedoch Entwicklungspotential in Richtung von Vereinbarkeitslösungen hat; zum anderen die modernisierte Form der Versorgungsebene mit Vereinbarkeitslösungen für Frauen und Mütter, die sich in ein Doppelversorgermodell mit partnerschaftlicher Kinderbetreuung weiterentwickeln.

Als drittes und grundverschiedenes Modell nennt sie Regime mit kontinuierlicher Erwerbsintegration von Frauen. Das Doppelversorgermodell in der Familie, inklusive einer gut entwickelten staatlichen Kinderbetreuung, ermöglicht die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt.

2.3.4. Reformulierung des Ansatzes

Esping-Andersen hat auf die oben dargestellte Kritik reagiert und versucht in seinem Buch „Social Foundations of Postindustrial Economies“ (1999) die veränderte Bedeutung von Frauen und Familien in seiner Typologie zu berücksichtigen. Diese Reformulierung trägt der Tatsache Rechnung, dass die Familie vor allem für Frauen der Ort der eigentlichen Wohlfahrtsproduktion darstellt. Die dadurch entstehenden Abhängigkeiten bilden das Äquivalent zur Marktabhängigkeit (Reuter 2002, S.8).

Esping-Andersen (1999) erweitert seine Systematisierung um das Konzept der Familialisierung und De-Familialisierung, in welche verschiedene Dimensionen der Abhängigkeit der Frau von der Familie einfließen.

Familialisierung bedeutet also, dass die Familie für eine Absicherung ihrer Mitglieder gegen soziale und materielle Risiken sorgt. Sie ist der Ort der Wohlfahrtsproduktion (Esping-Andersen 1999, S.45). Das gilt sowohl für soziale Dienste, wie Kinderbetreuung oder Altenpflege, als auch für materielle Ressourcen. Für Frauen bedeutet Familialisierung also auch materielle Abhängigkeit vom männlichen Versorger in der Familie. Bei stark familialiserten Wohlfahrtsstaaten ist außerdem nicht das Individuum das Ziel wohlfahrtsstaatlicher Leistungen, sondern der Haushalt bzw. die Familie (Esping-Andersen, S.45). Oft wird nur ein bestimmtes Familienmodell besonders unterstützt (typischerweise das traditionelle Familienmodell).

Im Gegensatz dazu bedeutet De-Familialisierung (vgl. dazu Esping-Andersen 1999, S.45f) Unabhängigkeit des Individuums von den Versorgungsleistungen der Familie. Soziale und materielle Absicherung wird außerhalb des Haushaltes angeboten, dies kann sowohl von wohlfahrtsstaatlicher, als auch von Marktseite aus geschehen. Dementsprechend richten sich wohlfahrtsstaatliche Leistungen in de-familialisierten Regimen vor allem an das Individuum, unabhängig vom Familienmodell.

Mithilfe des Konzeptes von Familialisierung und De-Familialisierung erfolgte eine neue Klassifizierung der wohlfahrtsstaatlichen Regime aufgrund der bereits von Esping-Andersen (1990) entwickelten Typologie.

Die *korporatistischen/konservativen* Wohlfahrtsstaaten (vgl. Esping-Andersen 1999, S.61ff) zeichnen sich demnach durch eine hohe Familialisierung aus. Von staatlicher Seite wird vor allem das „male-breadwinner“-Modell unterstützt und auf dem Markt werden nur rudimentär soziale Dienstleistungen angeboten. Für erwerbstätige Frauen und Mütter gibt es also kaum organisatorische oder finanzielle Unterstützungen. Die Einordnung von Frankreich in diese Staatengruppe fällt schwer, da hier ein recht gut funktionierendes Unterstützungsnetz existiert.

Als de-familialisiert gelten die *liberalen* Wohlfahrtsstaaten (vgl. Esping-Andersen 1999, S.61ff). Die Abhängigkeit des Individuums von der Familie wird hier durch den Markt gelöst. Wohlfahrtsstaatliche Aufgaben werden also zum großen Teil auf dem Markt erbracht, erreichen die meisten Teile der Bevölkerung und sind vergleichsweise billig, wie zum Beispiel Kinderbetreuung und Altenpflege. Diese Situation fördert die Erwerbstätigkeit von Frauen und generell ihre Unabhängigkeit vom traditionellen „male-breadwinner“-Modell. Was diese starke Orientierung am Markt jedoch auch mit sich bringt, ist der Zwang erwerbstätig zu sein und auch zu bleiben, da staatliche soziale Absicherungsmechanismen nur das Existenzminimum abdecken. Das bedeutet eine hohe Stratifizierung durch den Markt.

In den *sozialdemokratischen* Wohlfahrtsstaaten (vgl. Esping-Andersen 1999, S.61ff) wird die De-Familialisierung vor allem durch den Staat getragen. Sowohl soziale, als auch materielle Versicherungsleistungen werden universalistisch von staatlicher Seite angeboten. Das heißt auch, dass sie sich an keinem bestimmten Familienmodell orientieren, sondern das Individuum im Mittelpunkt der Leistungen steht. Soziale Dienstleistungen, wie die Kinderbetreuung, werden fast ausschließlich von öffentlicher Hand getragen und organisiert. Die Rolle des Marktes auf diesem Sektor ist dementsprechend gering. Aus diesen Rahmenbedingungen ergibt sich auch ein hoher Anteil von erwerbstätigen Frauen und Müttern.

Tabelle 1 zeigt die modifizierte Typologie der Wohlfahrtsstaaten nach Esping-Andersen (1999) in einer Zusammenfassung:

Wohlfahrtsregime	Korporatistisch/konservativ	Liberal	Sozialdemokratisch
	Deutschland, Niederlande, Frankreich	Großbritannien, USA	Schweden, Norwegen, Finnland
Typ des Wohlfahrtsstaates	Staatskorporatistisch: Sozialversicherungsprinzip	Individualistisch: Privatversicherung	Universalistisch: Staatsbürgerversicherung
Rolle des Staates bei der Absicherung	nachrangig - Subsidiaritätsprinzip - Sozialhilfe bei Familienversagen	Residual - Versicherung von wenigen Risiken - Sozialfürsorge bei Marktversagen	Institutionell
Primärer Ort der Wohlfahrtsproduktion u. Absicherung sozialer Risiken	Familie	Markt	Staat
Dekommodifizierung	Mittlere/hohe Dekommodifizierung - mittlere/geringe Marktabhängigkeit	Geringe Dekommodifizierung - hohe Marktabhängigkeit	Hohe Dekommodifizierung - geringe Marktabhängigkeit
Dekommodifizierter Personenkreis	Angehörige des Male-Bread-Winner-Modells	...	Individuum
Ziel der Dekommodifizierung	- Schutz der Familie - Aufrechterhaltung gegenseitiger Abhängigkeiten	...	- Autonomie - ökonomische Unabhängigkeit - Geschlechtergleichheit
Defamilialisierung	Gering	Hoch: - durch Marktmechanismen = Zwang zur Arbeitsmarktbeteiligung	Hoch: - Entlastung der Frauen von familialen Aufgaben und Anrecht auf kontinuierliche Arbeitsmarktbeteiligung

Tabelle 1: Typologie der Wohlfahrtsstaaten nach Esping-Andersen (1999) ²

2.3.5. Die Entscheidung für (weitere) Kinder

Das Paradox der Fertilitätsentwicklungen in den letzten Jahren, höhere Kinderzahlen in den Ländern mit hoher Erwerbs- und Bildungsbeteiligung von Frauen (Schweden, Norwegen) und weniger Kinder in Ländern wo dies nicht der Fall ist (Italien, Spanien, Deutschland), führt uns zu den zentralen Schlussfolgerungen von Esping-Andersen.

Die Rolle der Frau in der heutigen Gesellschaft hat sich stark verändert. Das höhere Ausbildungsniveau, die längeren Ausbildungszeiten und nicht zuletzt die Verfügbarkeit von wirksamen Kontrazeptiva schufen das Bewusstsein und die Möglichkeiten

² Schematisierte Darstellung nach einem Handout zum Seminar "Familienentwicklung und Lebensformen im europäischen Vergleich" (Dirk Konietzka, Universität Rostock, WS 2002/03)

für bessere Berufs- und Arbeitsmarktchancen und für die Planbarkeit der eigenen Fertilität. Mit diesen steigenden Möglichkeiten ergaben sich aber auch neue Probleme. So zum Beispiel das Sinken der Fertilität unter das Replacementlevel. Aufgrund dieser Beobachtung galt lange Zeit die These, dass die steigende Unabhängigkeit, Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen mit einem Sinken der Kinderzahlen einher geht. Die Begründung für diesen Zusammenhang lieferte beispielsweise die ökonomische Theorie nach Becker, in der schon dargestellten Art und Weise. Frau muss sich zwischen der Zeit für Erwerbsarbeit und der Zeit für Kinderbetreuung bzw. Familiengründung entscheiden, in welcher sie die Opportunitätskosten des entgangenen Erwerbseinkommens zu tragen hat.

Der mittlerweile in vielen Ländern beobachtete positive Zusammenhang zwischen weiblicher Arbeitsmarktbeteiligung und realisierter Kinderzahl läuft dieser Argumentation aber entgegen. Der Ansatz von Esping-Andersen (1999) kann dabei helfen diese Entwicklung erklären, da er die unterschiedlichen Rahmenbedingungen in den Staaten berücksichtigt. Danach ist es von entscheidender Bedeutung bei der Entscheidung für (weitere) Kinder, in wie weit in jedem Land die De-Kommodifizierung und die De-Familialisierung fortgeschritten ist. Inwieweit also vor allem Frauen, durch Abhängigkeiten an die Familie oder an den Markt gebunden sind. Dabei stellt sich heraus, dass in Ländern mit relativ hohen Kinderzahlen auch eine hohe De-Familialisierung und eine hohe De-Kommodifizierung zu beobachten ist (Esping-Andersen 1999, S.67ff). Das skandinavische Modell ist hier das beste Beispiel.

2.4. Die Entscheidung für das dritte Kind in Deutschland und Norwegen – Anwendung und Zusammenfassung der theoretischen Argumentationen

Was bedeuten die dargelegten Annahmen der unterschiedlichen Theorien für den Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen? Wie lassen sich die theoretischen Ansätze auf die Entscheidung für ein drittes Kind anwenden und welche Hypothesen lassen sich ableiten? Diese Fragen werden im Folgenden beantwortet.

Unterschiede in der Anzahl von (dritten) Kindern sollten sich nach der ökonomischen Theorie vor allem aus verschiedenen hohen Opportunitätskosten für Frauen ergeben. Das bedeutet, je höher die zu erwartenden Erwerbsausfälle, bei einer Familiengründung oder -erweiterung, desto weniger Anreize gibt es Kinder auf die Welt zu brin-

gen. Die Opportunitätskosten sind dabei direkt mit dem Ausbildungsniveau (Bildungseffekt) und der Erwerbsorientierung verknüpft, da bei höherer Qualifikation das erzielbare Einkommen steigt und damit auch die Motivation zur Erwerbsarbeit zunimmt. (siehe dazu Becker 1990 und eigene Darstellungen Kapitel 2.1. *Ökonomische Theorie des generativen Verhaltens*) Die Opportunitätskosten steigen auch, wenn die Familie erweitert wird, also zum Beispiel ein drittes Kind hinzukommt. Dies geschieht jedoch nicht linear mit jedem Kind. Die größte Einschränkung und den stärksten Anstieg von Opportunitätskosten erfährt eine Frau bei der Geburt des ersten Kindes, wenn sie beispielsweise von Vollzeiterwerbstätigkeit auf Teilzeit wechselt oder den Beruf ganz aufgibt. Jedes weitere Kind braucht zwar materielle Unterstützung (Kleidung, Nahrung, Betreuung etc.), die Opportunitätskosten dürften jedoch nicht im selben Maße steigen, denn zeitintensive Handlungen wie gemeinsames Spielen, Hinbringen/Abholen aus Betreuungseinrichtungen etc. können oft gleichzeitig oder mit allen Kindern gemeinsam „erledigt“ werden. Dennoch kosten mehr Kinder mehr Geld und Zeit. Aus diesem Grund leitet die ökonomische Theorie einen negativen Effekt des Bildungsniveaus und der Arbeitsmarktbeteiligung auf die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt ab.

Auf der anderen Seite steht der Nutzen einer eigenen Familie. Nach der ökonomischen Theorie sind es vor allem emotionale und psychische Nutzenkomponenten, welche die Geburt eines Kindes motivieren. Dies gilt insbesondere für westliche Industrienationen. Andere Nutzenkategorien sind der ökonomische und der Versicherungsnutzen von Kindern. Unter den ökonomischen Nutzen fallen Aspekte wie Arbeitskraft und Einkommen der Kinder für die Familie. (Becker 1990) Versicherungsnutzen können Kinder insofern leisten, dass sie in höheren Altern ihre Eltern versorgen können, also die Altersabsicherung und Krankenversicherung übernehmen. Dieser Nutzen steigt proportional mit der Anzahl der Kinder. Mehr Kinder bedeuten mehr Familieneinkommen bzw. bessere Absicherung im Alter und im Krankheitsfall. In modernen Wohlfahrtsstaaten wie Deutschland und Norwegen treten diese Nutzenkomponenten von Kindern jedoch kaum noch in Erscheinung. Wohlfahrtsstaatliche Institutionen wie Rentenversicherungen, Krankenversicherungen und das Verbot von Kinderarbeit, aber auch der generelle Wandel des Bildes von Kindern und Kindheit (siehe dazu Sieder 1991), haben dazu geführt, dass sowohl ökonomische, als auch Versicherungsaspekte bei der Entscheidung für oder gegen Kinder keine Rolle mehr spielen. Der Nutzen von mehr als ein oder zwei Kindern ist also fraglich, da davon ausgegangen wird, dass der vor allem psychische Nutzen, nicht mit einer hohen An-

zahl von Kindern steigt (Becker 1990). Demnach dürften Geburten höherer Parität immer mehr ausbleiben, da mehr (als zwei) Kinder keinen größeren Nutzen vermitteln

Nach der ökonomischen Theorie lässt sich folgern, dass sowohl in Deutschland, als auch in Norwegen dritte Kinder nur von einem geringen Anteil der Frauen, die bereits zwei Kinder haben, geboren werden. In Norwegen dürften dritte Geburten dennoch häufiger stattfinden als in Deutschland. Dies lässt sich vor allem mit den unterschiedlichen Rahmenbedingungen (beispielsweise bessere Betreuungsmöglichkeiten) begründen, welche die Opportunitätskosten senken.

Die Opportunitätskosten zu verringern, hilft ebenfalls ein hohes Bildungsniveau bzw. ein hohes Einkommen des Partners. So können beispielsweise kostspielige Betreuungseinrichtungen oder ähnliches leichter finanziert werden. Es ergibt sich also ein positiver Effekt des Einkommens/Bildungsniveaus des Partners auf die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt.

Kommen wir nun zum Value-of-Children Ansatz. Auch er stellt keine direkte Argumentation in Bezug auf dritte Geburten zur Verfügung. Wenn jedoch davon ausgegangen werden kann, dass sowohl in Deutschland, als auch in Norwegen die psychischen und soziokulturellen Nutzenkomponenten überwiegen, wie eben schon gezeigt wurde, dann würde auch der Value-of-Children-Ansatz sinkende Kinderzahlen und die Dominanz von Familien mit ein oder zwei Kindern annehmen. Geburten dritter oder höherer Parität sollten eher selten sein. Unterschiede in Hinblick auf Familien mit drei Kindern zwischen den beiden Nationen, wären vor allem auf eine unterschiedliche Erhöhung der psychischen und materiellen Kosten bei der Geburt von weiteren Kinder zurückzuführen und somit eng mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verknüpft.

Die Wahrnehmung der Qualität von Kindern und der zu erwartende Nutzen aus dem Eltern-Kind-Verhältnis sind im Value-of-Children-Ansatz positiv miteinander korreliert. Es gibt also eine hohe Motivation in die Ausbildung, Sozialisation etc. der Kinder zu investieren, sowohl auf materieller, als auch auf emotionaler Ebene. Das bedeutet, dass Bildungsniveaus der Eltern und die Bereitschaft in die Qualität der Kinder zu investieren ebenfalls positiv miteinander verknüpft sind. Die Erhöhung des „Wertes der Kinder“ ist aber auch mit materiellen Kosten verbunden, das heißt wird in die Qualität eines Kindes investiert, verteuert sich auch jedes weitere, wenn das gleiche Anspruchsniveau gehalten werden soll. Damit ergibt sich ein negativer Effekt des Einkommensniveaus/Bildungsniveaus auf die Kinderanzahl. Diese Annahme geht

also mit dem Beckerschen Einkommens- und Bildungseffekt konform (Huinink 2002: S.4). Für dritte Kinder formuliert bedeutet das, je höher die Bildung/Einkommen und die Arbeitsmarktbeteiligung der Frau, desto eher findet eine Beschränkung der Kinderzahl statt, und je geringer ist die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines dritten Kindes. Auch der Effekt des Bildungs- und Einkommensniveaus des Mannes geht mit dem Becker'schen konform, hat der Partner ein höheres Einkommen, so kann mehr in die Kinder investiert werden, sowohl qualitativ, als auch quantitativ.

Die Entscheidung für Kinder wird also maßgeblich von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf bestimmt, das heißt von dem Vorhandensein von Kindergartenplätzen, Teilzeitarbeitsmöglichkeiten für Frauen, universelle Transferleistungen des Staates an die Kinder und ihre Familien etc. Dies folgt auch aus den Argumentationen von Esping-Andersen (1990). Er zeigt, dass der vom VOC und der ökonomischen Theorie unterstellte negative Zusammenhang zwischen Bildungsniveau, Einkommen und Erwerbsbeteiligung auf der einen Seite und der Geburt von weiteren Kindern auf der anderen Seite aufgebrochen werden kann, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden. Demnach können nur Vereinbarkeitslösungen Opportunitätskosten evident beeinflussen. Esping-Andersen schafft es damit einen wesentlichen Erklärungsbeitrag zu leisten, bei der Frage nach nationalen Unterschieden im Geburtsverhalten. Eine Frau entscheidet sich demnach für eine Familiengründung bzw. für die Geburt von weiteren Kindern, wenn die Rahmenbedingungen eine Vereinbarkeit von Familie und eigener Erwerbstätigkeit erlauben, also die Opportunitätskosten geringer sind. Dies gilt auch für die Geburt von dritten Kindern, wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden.

Über die makro-theoretische Ebene geht der Ansatz von Esping-Andersen allerdings nicht hinaus. Es wird zwar festgestellt, dass ein positiver Zusammenhang zwischen der realisierten Kinderzahl und weiblicher Erwerbs- und Bildungsbeteiligung existiert, die dabei auf der Individualebene ablaufenden Entscheidungsprozesse werden jedoch weitestgehend vernachlässigt. Um diese konsistent modellieren zu können, muss auf andere Theorien zurückgegriffen werden, welche diese Ebene zum Gegenstand haben. Eine Integration der verschiedenen hier dargestellten Theorien und des Modells von Esping-Andersen soll nun erfolgen.

2.5. Mehrebenenmodell und Lebensverlaufsperspektive

Wie gezeigt wurde, lassen sich mit allen der hier erläuterten und diskutierten theoretischen Modelle Fertilitätsentscheidungen begründen und viele Entwicklungen in den letzten Jahren mehr oder weniger plausibel erklären. Auch wurde auf diverse Probleme der einzelnen Ansätze eingegangen und die Schwachstellen in den Argumentationen aufgezeigt. Ein wesentliches und grundsätzliches Problem der Modelle ist demnach ihre Konzentration auf die Mikro- oder Makroebene. Der „Value-of-Children“-Ansatz und der ökonomische Ansatz von Becker argumentieren vor allem auf der Individualebene. Sie untersuchen also, wie und warum ein Individuum bzw. der Haushalt/Familie unter bestimmten Voraussetzungen in einer bestimmten Art und Weise handelt. Dabei wird aber auf die Rahmenbedingungen, welche die Handlungen determinieren, nicht weiter eingegangen.

Umgekehrt verhält es sich beim Ansatz von Esping-Andersen. Hier wird zwar explizit der Einfluss von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf das generative Verhalten dargestellt, die Mechanismen, in welcher Weise diese die individuellen Entscheidungen beeinflussen, bleiben jedoch im Dunkeln. Es wird also nicht ausreichend erklärt, warum sich eine Frau beispielsweise entscheidet kein zweites oder drittes Kind zu bekommen.

Dieser fehlenden theoretischen Fundierung soll in diesem Abschnitt Abhilfe geschaffen werden, mithilfe eines Mehrebenenmodells, welches versucht die Argumentationsstrukturen auf der Mikro- und Makro-Ebene zu verbinden und somit Fertilitätsentscheidungen konsistent zu modellieren. Das soll in Anlehnung an den Mehrebenenansatz von Huinink (1995) geschehen. Die abschließende Diskussion wird zeigen, inwieweit dieses Modell zur besseren Erklärung der Geburt von dritten Kindern beitragen kann.

2.5.1. Mehrebenenmodellbildung nach Huinink

Huininks (1999) Modellansatz lässt sich wie folgt skizzieren. „Gesellschaftliche Entwicklung wird danach als *Mehrebenenprozess* begriffen. Das heißt, sie wird durch die Wechselwirkung individueller Entscheidungsprozesse und emergenter sozialer und gesellschaftlicher Strukturen unterschiedlicher Reichweite getragen. Einem rein

individualistischen Programm theoretischer Beschreibung und Erklärung gesellschaftlichen Wandels wird mit dem Mehrebenenansatz damit entschieden entgegengetreten. Gesellschaftliche Entwicklungen, so die These, sind zwar letztendlich auf den Vollzug individueller Handlungen zurückzuführen. Individuelle Akteure sind aber eher als „Agenten“ zu verstehen, die die Folgen ihres Handelns nie voll übersehen oder gar kontrollieren können. Die sich im sozialen Kontext vollziehende individuelle Handlung, aber auch ihre potentielle Relevanz für gesellschaftliche Entwicklungen, ist immer von den schon bestehenden strukturellen Bedingungen, als auch den sozialen „Fakten“ abhängig.“ (Huinink 1995, S.31).

Für die Gründung einer partnerschaftlichen oder familialen Lebensform bedeutet das, dass diese sich immer in spezifischen gesellschaftlichen und sozialräumlich differenzierten Kontexten ereignen (Huinink 1995, S.34), von diesen beeinflusst werden und diese wiederum beeinflussen.

Dafür lassen sich vielfältige Beispiele nennen. Hat eine erwerbstätige Frau beispielsweise bereits zwei Kinder und trägt sich mit dem Gedanken ein weiteres zu bekommen, möchte aber deshalb nicht ihre materielle Unabhängigkeit verlieren, so wird sie diesen Wunsch nur realisieren können, wenn ausreichend Betreuungseinrichtungen vorhanden sind. Außerdem muss sie in der Lage sein diesen Kindergartenplatz finanzieren zu können. Das kann bedeuten, dass ihr erzielttes Einkommen hoch genug sein muss, was wiederum voraussetzt, dass es auf dem Arbeitsmarkt ausreichend Beschäftigungsmöglichkeiten gibt, die eine ausreichende Bezahlung sichern. Oder aber, dass durch staatliche Transferleistungen ein Betreuungsplatz finanziert wird. Das heißt, dass wohlfahrtsstaatliche Leistungen für die Mutter verfügbar und abrufbar sein müssen.

2.5.2. Integration der Theorien – Motivation und Hindernisse von Elternschaft

Wie bei den vorhergehenden Argumentationen des Value of Children Ansatzes und der „new home economics“ gezeigt worden ist, können die individuellen Motivationen und Hinderungsgründe bei der Entscheidung für Elternschaft variieren. Dies ist zum großen Teil davon abhängig, welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vorausgesetzt werden und welche Präferenzstrukturen den einzelnen Akteuren unterstellt werden.

Wie wir auch gesehen haben, lassen sich weder mit dem Value-of-children Ansatz noch mit der „new home economics“ Entscheidungen über das generative Verhalten wirklich konsistent modellieren. Dem ökonomischen Ansatz fehlt es vor allem an einer Berücksichtigung von nicht materiellen Nutzen von Kindern und anderen psychologischen Faktoren der Familienbildung. Dem Value-of-children Ansatz dagegen mangelt es an einer genauen Operationalisierung der einzelnen Nutzendimensionen. Beiden Ansätzen fehlt die Berücksichtigung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Sie werden jeweils nur kurz angeschnitten. Dieses leistet jedoch der Ansatz der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung von Esping-Andersen. Die Integration aller Ansätze könnte die jeweiligen Schwachstellen ausgleichen.

Ich will dies an den konkreten Beispielen von Deutschland und Norwegen darlegen. Wie anhand der Typologie von Esping-Andersen zu erkennen ist lässt sich Deutschland in die Reihe der konservativen bzw. korporatistischen Wohlfahrtsstaaten einordnen. Damit sind die Rahmenbedingungen für Fertilitätsentscheidungen zumindest grob charakterisiert. Durch die Förderung eines bestimmten Familienmodells (der traditionellen Gattenfamilie) haben es Akteure in der Bundesrepublik es mit Opportunitätsstrukturen zu tun, die Vereinbarkeitsprobleme für Frauen von Familie und Beruf eher verschärfen, als zu ihrer Lösung beizutragen (Huinink 1995, S.172). Nach Gary Becker leitet sich daraus ein Rückgang der Fertilitätsneigung ab, da die Opportunitätskosten steigen (vgl. Kapitel 2.1.). Warum dann aber überhaupt noch Kinder zur Welt gebracht werden, kann Becker in seinem Ansatz nicht ausreichend erklären und hier hilft der VOC-Ansatz. Er thematisiert den vor allem immateriellen Nutzen von Kindern, die in Deutschland die Motivation für eine Familiengründung oder -erweiterung dominieren (vgl. Abschnitt 2.2.). Nimmt man nun die angeführten Faktoren und Argumentationen zusammen, so zeichnet sich ein recht realistisches Bild des Fertilitätsverhaltens in Deutschland. Es gibt zwar eine grundsätzlich hohe Bereitschaft zur Elternschaft, die situationalen Hindernisse sind jedoch aufgrund von fehlenden Vereinbarkeitslösungen und hohen Opportunitätskosten so groß, dass es zu einem Aufschub oder einem Ausbleiben der Familiengründung kommt. Das bedeutet auch, dass Kinder höherer Parität seltener werden, da zum einen angenommen wird, dass der Nutzen von Kindern nicht mit ihrer Anzahl steigt und somit die Elternschaft von mehr als drei Kindern unattraktiver wird³ bzw. die Zeit nicht mehr „ausreicht“, um mehr als ein oder zwei Kinder zu bekommen.

³ Sowohl der „Value-of-Children“-Ansatz, als auch die „new home economics“ argumentieren in dieser Art und Weise. Siehe dazu die Abschnitte 2.1. und 2.2.

Norwegen lässt sich demgegenüber in die Regime (nach Esping-Andersen) mit sozialdemokratischer bzw. universalistischer Prägung einordnen (vgl. Abschnitt 2.3). Damit stellen sich gerade Opportunitätsstrukturen für norwegische Frauen anders dar, als in Deutschland. Familie und Beruf sind wesentlich besser miteinander vereinbar, wie noch gezeigt werden wird und somit sinken die Opportunitätskosten (z.B. für entgangene Erwerbsarbeit) erheblich. So deutlich wie sich Deutschland und Norwegen in diesem Punkt unterscheiden, so ähnlich sind sie sich im Hinblick auf die Nutzendimensionen von Kindern. Auch in Norwegen überwiegt der psychische Nutzen von Kindern (siehe dazu Kapitel 2.2.), den der VOC umfassend beschreibt und es kann eine generell hohe Motivation zur Elternschaft unterstellt werden. Eine Familiengründung und -erweiterung geschieht also aus der selben Motivationslage der Eltern wie in Deutschland. Entscheidungen für (zusätzliche) Kinder sind aber für Frauen nicht so problematisch, da eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie gegeben ist. Die zu beobachtenden Unterschiede dürften dieser Mehrebenenargumentation zufolge vor allem auf unterschiedliche Rahmenbedingung in beiden Ländern zurückzuführen sein.

2.5.3. Elternschaft im Lebensverlauf

Von entscheidender Bedeutung bei der Modellierung von Fertilitätsentscheidungen, sind nicht nur die oben ausführlich diskutierten Bestimmungsfaktoren, sondern auch ihre Einordnung in den Lebensverlauf von Individuen. Diese zeitliche Dimension wurde bisher nicht berücksichtigt, bildet aber einen entscheidenden Faktor bei der Analyse des Geburtenverhaltens. In Anlehnung an die Ausführungen von Huinink (1995) soll die Lebensverlaufsperspektive deshalb kurz skizziert werden.

Nach Meinung von Huinink (1995, S.184ff) treten bei der Entscheidung für oder gegen Kinder drei grundlegende Probleme auf.

1. Das Perspektivenproblem: Hier spiegelt sich die Schwierigkeit wieder, dass ein Akteur hinreichend genau weiß, was seine Perspektiven und Pläne für die Zukunft beinhalten. „Die Zuverlässigkeit der zukünftigen Vorstellungen beziehungsweise eine möglichst weitgehende Reduktion der Unsicherheit über zukünftige Ereignisse im Lebenslauf spielt eine große Rolle.“ (Huinink 1995, S.185).

2. Das Ressourcenproblem: Dieses Entscheidungskriterium beinhaltet, dass ein Individuum sicherzustellen versucht, lebenslaufbestimmende Entscheidungen abzusi-

chern. Das bedeutet, dass in der Zukunft erwartbare und notwendige Ressourcen zur Verfügung stehen.

3. *Das Vereinbarkeitsproblem*: Diese Problemkategorie wurde schon vielfach erwähnt, ihr kommt aber gerade aus der Lebensverlaufsperspektive eine besondere Bedeutung zu. Durch die Annahme einer begrenzten Substituierbarkeit der Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse, ist es realistisch zu schließen, dass Akteure versuchen die Voraussetzungen für das Engagement in mehreren Lebensbereichen zu garantieren. (Huinink 1995, S.186) In Bereichen oder in Zeiträumen in denen eine Vereinbarkeit nicht gegeben ist, steht das Individuum vor einer Entweder-Oder-Entscheidung. Die Bewältigung der genannten Probleme hängt entscheidend von den individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen ab, die bereits dargelegt wurden.

Für die Familiengründung und für die Familienerweiterung lassen sich nach Huinink die folgenden Schlussfolgerungen ziehen:

Für die Gründung einer familialen Lebensform bedeutet eine Veränderung des „timings“, also des „Wie“ und „Wann“ der Geburt des ersten Kindes, vor allem eine Aufschiebung. Sie wird immer weiter in höhere Alter verlagert und bleibt nicht selten aus. Außerdem sind starke Bildungseffekte zu erwarten, da eine Geburt während der Ausbildungsphase starke Ressourcen- und Vereinbarkeitsprobleme mit sich bringt. Ein weiterer Aspekt der Vereinbarkeitsproblematik ist die Lösung des Dilemmas der Entscheidung zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. Also eine Frage der Opportunitätskosten in Bezug auf alternative Optionen der Lebensgestaltung. (Huinink 1995, S.198) Auch hier spielen gesellschaftliche Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle. Sie können in großen Maße zu einer Reduzierung der Vereinbarkeitsprobleme beitragen.

Was für Auswirkungen haben die drei Problemgruppen auf eine Familienerweiterung? Huinink (1995, S.199ff) diagnostiziert hier einen Trend zur Polarisierung, d.h. es werden entweder zwei Kinder geboren oder eine Frau bleibt kinderlos, dies gilt vor allem für Westdeutschland. Die entscheidende Bedeutung kommt dabei dem Ressourcen- und dem Vereinbarkeitsproblem zu. Treten diese Probleme verschärft auf, so wird sich für die „familiale Minimallösung“ entschieden, welche für die Eltern den größten Nutzen (in allen Dimensionen) stiftet und für die Kinder die bestmöglichen Gegebenheiten für ihre Sozialisation beinhaltet. Dies ist nach Huinink die Zwei-Kind-Familie. Bei anderen Konstellationen, die vor allem die Entscheidungsprobleme minimieren, dürfte dieser polarisierende Trend ausbleiben. Die Wahrscheinlichkeit

für die Geburt von dritten Kinder dürfte sich also erhöhen. Nach dieser Argumentation müsste in Norwegen mit mehr dritten Geburten gerechnet werden, als in Deutschland, da eine Polarisierung ausbleibt.

2.6. Resume

Fertilitätsentscheidungen werden in vielfältiger Weise beeinflusst. Dies geschieht durch individuelle Neigungen, Wünsche und Vorstellungen zur Elternschaft, durch ökonomische Überlegungen, durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen, durch die zeitliche Einordnung in den Lebensverlauf und natürlich auch durch die Frage, ob es überhaupt zur Gründung eine Familie oder zur Geburt eines zweiten oder dritten Kindes kommt. (Huinink 1995, S.184).

In den folgenden Kapiteln dieser Arbeit wird es darum gehen, die hier dargelegten theoretischen Ableitungen und Schlussfolgerungen zu untermauern. Dies wird zunächst in deskriptiver Weise geschehen, in dem im nächsten Teil allgemeine Fertilitätsentwicklungen und die gesellschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen für Deutschland und Norwegen dargestellt werden. Vor diesem Hintergrund werden dann Verfahren der „Event History Analysis“ zur Anwendung kommen, um die einzelnen Bestimmungsfaktoren bei der Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind aufzuzeigen.

3. Norwegen – Frauen, Familie, Beruf und Kinder

In vielerlei Hinsicht zeigen sich in den letzten Jahrzehnten in Norwegen interessante demographische Entwicklungen. Die Geburtenziffern bewegen sich seit einigen Jahren auf recht hohem Niveau und haben sich weitestgehend stabilisiert. Auf der anderen Seite geht die Anzahl der Eheschließungen immer weiter zurück und uneheliche Lebensgemeinschaften gewinnen mehr und mehr an Bedeutung im gesellschaftlichen Bild. Norwegen ist eines der skandinavischen Länder, die hinsichtlich ihrer Entwicklungen von Familienformen und generativen Verhalten eine Vorreiterrolle innerhalb von Europa einnehmen (Noack 2001; Klein, Lengerer, and Uzelac 2002, Dorbritz 2000). Diese Entwicklungen gehen einher mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die eine Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt fördern. Vor allem sind es Lösungen, die eine Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Kindern schaffen (Rönsen 2001, Neyer 2003).

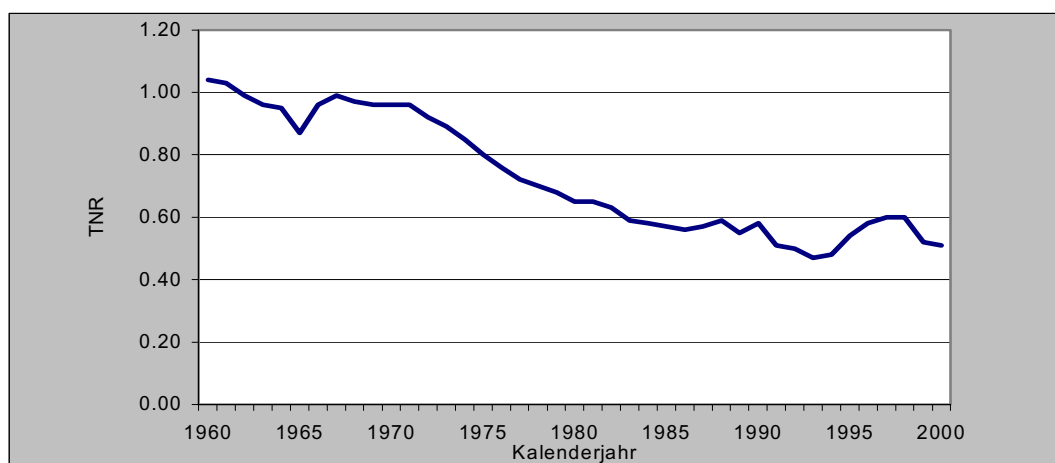
In den nächsten Abschnitten werde ich versuchen, die grundlegenden Entwicklungen auf demographischen, gesellschafts- und familienpolitischen Gebiet zu skizzieren und dabei besonders auf die Stellung der Frau in Familie, Beruf und Gesellschaft eingehen.

3.1. Familien- und Lebensformen – Situation, Entwicklungen und Trends

Mit den Entwicklungen des Geburtenverhaltens sind Veränderungen von Familien- und Lebensformen eng verknüpft. In diesem Teil der Arbeit sollen die Veränderungen der letzten Jahre skizziert werden. Wie wir dabei sehen werden, nimmt Norwegen neben anderen skandinavischen Ländern (Klein; Lengerer, and Uzelac 2002) eine besondere Position innerhalb der europäischen Entwicklungen von Familien- und Lebensformen ein (Noack 2001).

Seit dem Ende der sechziger Jahre sind in Norwegen umfassende Änderungen des Familiengründungsverhaltens zu beobachten. Damit ist die Herausbildung von nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, dauerhaft allein lebende Personen mit und ohne Kindern oder die sogenannten LATs (Living Apart Together) gemeint. Die wichtigsten gesetzlichen Regelungen in Bezug auf diese neuen Lebensformen wurden dabei allerdings erst in den neunziger Jahren eingeführt (Noack 2001: S.108).

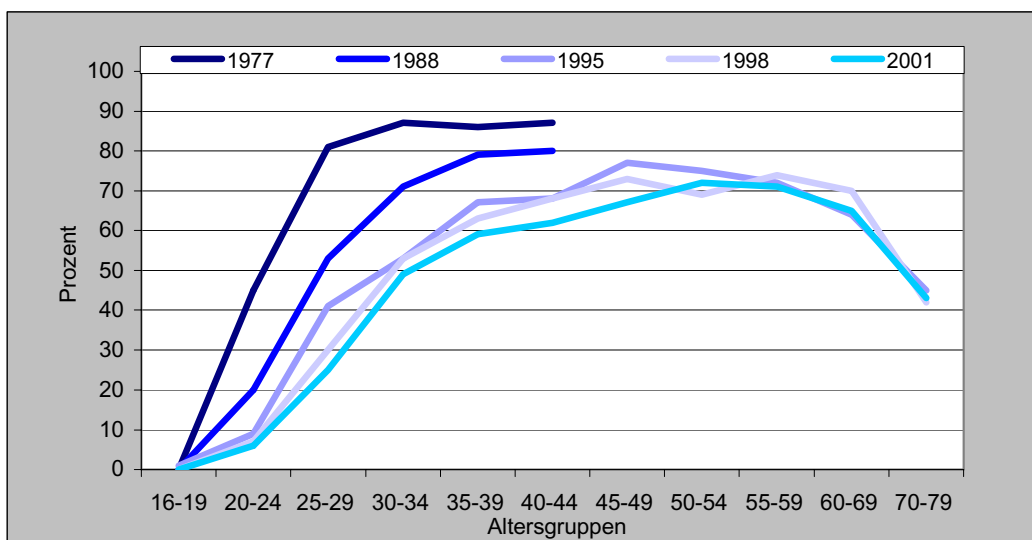
Ein allgemeiner Indikator für die Veränderung von Mustern der Familienbildung ist die Total Nuptiality Rate Rate der Frauen. Sie zeigt den Anteil bis zum Alter 50 jemals verheirateten Frauen eines Jahres an. Wie wir in Grafik 2 sehen unterlag und unterliegt die TNR starken Veränderungen. Waren 1975 bei einer TNR von über eins noch nahezu alle Frauen in ihrem Leben jemals verheiratet, so trifft dies 1999 nur noch auf die Hälfte aller norwegischen Frauen zu (Noak and Östby 1996: S.10). Heiraten ist also nicht mehr das für alle gültige Ziel bei Familien- und Lebensplanung.



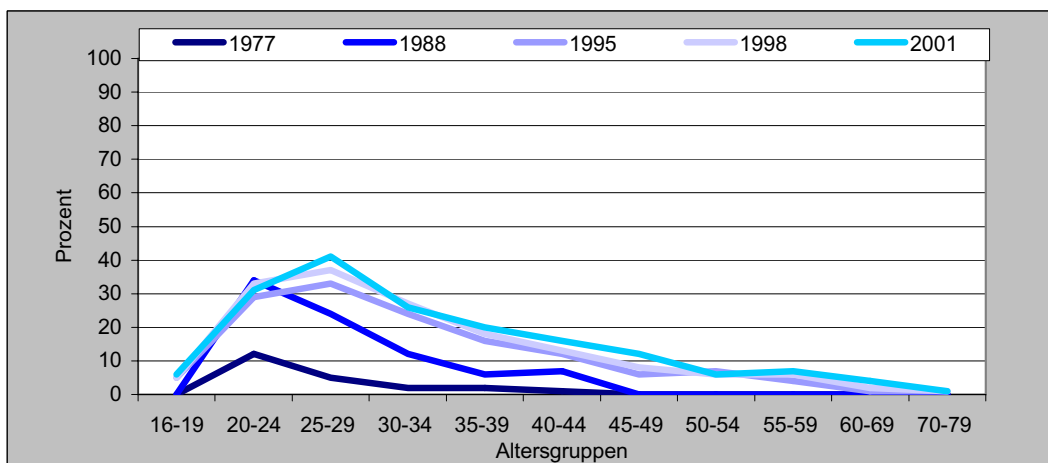
Grafik 2: Norwegen - Total Nuptiality Rate (1960 bis 2000), *Quelle: Demographic Yearbook 2002*

Das Bild norwegischer Familientypen im Jahr 2003 bestätigt diese These. In den letzten 20 Jahren hat sich der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern am stärksten ausgedehnt. Ihre Zahl stieg von 60900 auf 99800, was einen Anstieg von 64 Prozent bedeutet (Statistics Norway 2003: S.1). Diese Entwicklung ging unter anderem auf Kosten der Anzahl verheiratet zusammenlebender Paare mit Kindern. Natürlich hat sich in diesem Zeitraum auch die Zahl der Kohabitationen ohne Kinder erhöht. Diese Art der Lebensgemeinschaft, ob mit oder ohne Kinder, scheint also für viele Menschen eine Alternative zu den traditionellen Mustern von Paarbeziehungen zu sein. Inwieweit sich dies ein Erscheinungsmuster über den ganzen Lebensverlauf ist, wird später noch kurz beantwortet werden.

Gehen wir noch ein wenig weiter ins Detail dieser neuesten Entwicklungen in Norwegen. In den folgenden Grafiken ist Anteil von Ehen und nichtehelich zusammenlebenden Paaren in Relation zur Gesamtzahl aller Ehen, NEL's und Singles nach ihrer Verbreitung in verschiedenen Altersintervallen abgetragen.



Grafik 3: Norwegen - Verbreitung von Ehen in verschiedenen Altersgruppen in Prozent, Quelle: Statistics Norway, NOS Fertility Survey 1977, Family and Occupation Survey 1988 and Omnibus Surveys 1993 - 2001



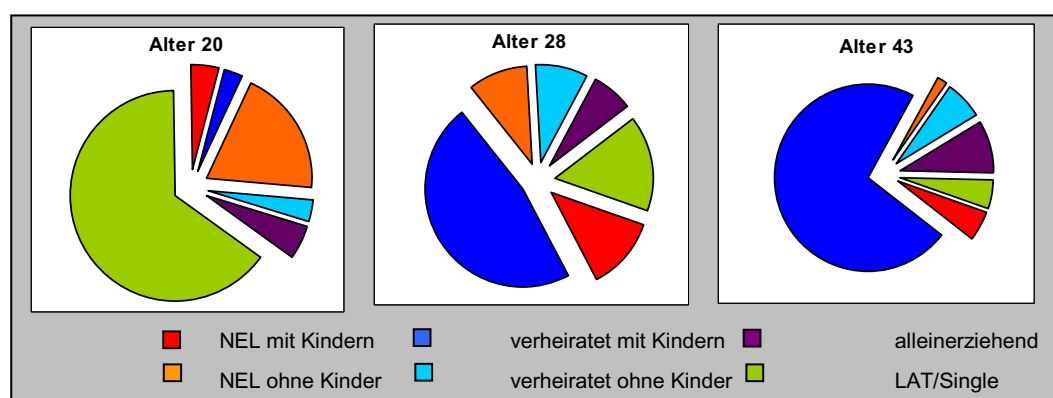
Grafik 4: Norwegen - Verbreitung von nichtehelichen Lebensgemeinschaften in verschiedenen Altersgruppen in Prozent, Quelle: Statistics Norway, NOS Fertility Survey 1977, Family and Occupation Survey 1988 and Omnibus Surveys 1993 - 2001

Die Verläufe für die in einer Ehe lebenden Frauen, haben sich zwischen 1977 und 2001 stark verändert. Diese Veränderung betrifft vor allem die jungen Altersgruppen um 20 Jahre. 1977 lebten im Alter von 20 – 24 schon ca. 50 Prozent der norwegischen Frauen in einer Ehe. In den neunziger Jahren und 2001 machen verheiratete Frauen in dieser Altersgruppe nur noch einen Anteil von unter 10 Prozent aus. 1977

erreichte die Kurve in einer Ehe lebenden Frauen ihr Maximum von ca. 85 Prozent zwischen den Altern 25 bis 35. Auch das hat sich in den neunziger Jahren geändert. Das Maximum liegt nun nur noch bei 70 bis 80 Prozent und wird erst im Alter zwischen 45 und 55 Jahren erreicht. Ehen wurden also während der 70er und 80er Jahren wesentlich früher geschlossen und ein größerer Anteil der Frauen wählte diese Lebensform.

Ein umgekehrtes Bild zeichnet sich bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Der Verlauf der 1977er Kurve ist gekennzeichnet durch ein Maximum von ca. 12 Prozent und ein generell niedriges Niveau. Nur 12 Prozent der norwegischen Frauen im Alter von 20 bis 24, lebten 1977 also in nichtehelichen Lebensgemeinschaften und ab dem Alter 44 ist diese Lebensform so gut wie nicht mehr vertreten. Das ist eine geringe Verbreitung im Vergleich zu den nachfolgenden Verläufen aus den neunziger Jahren und 2001. Hier liegen die Maxima generell deutlich über 30 Prozent, die Kurve von 2001 durchbricht sogar die 40 Prozent Marke. Die Maxima liegen in den jungen Altern, das heißt zwischen 20 und 35 Jahren. Danach nimmt der Anteil der Kohabitationen in den Altersgruppen deutlich ab.

Wir können also feststellen, dass die Bereitschaft zu einer Eheschließung deutlich zurückgegangen ist, also weniger Frauen in einer Ehe leben. Gerade in den jungen Altern ist die Anzahl der norwegischen Frauen, die in einer Ehe leben, deutlich zurückgegangen und dies ist sicher zu einem Teil auf die Zunahme der Kohabitationen in diesen Altern zurückzuführen, welche die jungen Ehen verdrängt haben. Dies ist auch an generell später stattfindenden Eheschließungen zu erkennen. Nichteheliche



Grafik 5: Verteilung von norwegischen Frauen nach Lebensformen und Altern 1988, Quelle: FFS Standard Country Report – Norway (Noak and Östby 1996) und eigene Berechnungen

Lebensgemeinschaften sind also immer mehr Alternative zur Ehe. Man könnte an dieser Stelle einen Bedeutungsverlust der Ehe diagnostizieren.

Das bisher gezeichnete Bild der Veränderungen relativiert sich, wenn man die Entwicklungen aus der Lebenslaufperspektive betrachtet. Danach kristallisieren sich drei Hauptphasen heraus (Noak and Östby 1996: S.15ff). Die drei Phasen unterteilen sich in einen vor-familialen Abschnitt, in dem sich vor allem junge Menschen um das Alter 20 befinden. Die nächste Phase wird als Familienbildungsphase bezeichnet. Typischer Weise findet sie im Alter zwischen 20 und 30 statt. Männer und Frauen höheren Alters haben die vorherigen Phasen meist schon abgeschlossen und befinden sich nun in der eigentlichen Familienphase.

Wie anhand der Grafiken zu sehen ist, ergibt sich dadurch für jedes Alter eine typische Aufteilung der einzelnen Lebensformen. Im Alter 20 dominieren die Alleinlebenden, d.h. Frauen ohne Kind(er). Das bedeutet allerdings nicht, dass diese alle ohne Partner leben, denn die Lebensform des Living apart together (LAT), also das Vorhandensein einer Partnerschaft, mit zwei Partnern in getrennten Haushalten, fällt mit in diese Kategorie. Bedauerlicher Weise läßt sich diese Form der Kohabitation nicht eindeutig aus den Daten des norwegischen FFS identifizieren. Nimmt man noch die nichtehelichen Lebensgemeinschaften ohne Kinder hinzu, stellt man fest, dass in diesen drei Lebensformen allein ca. 85 Prozent der jungen norwegischen Frauen leben. Familien (mit verheirateten oder unverheirateten Eltern) mit Kindern sind hier noch eher die Seltenheit. Dieses Bild ändert sich mit zunehmendem Alter.

Schon acht Altersjahre später in der Familienbildungsphase, haben die meisten Befragten Kinder und leben in einer Partnerschaft. Ein großer Teil ist sogar verheiratet. Dennoch sind auch in diesem Alter nichteheliche Lebensgemeinschaften eine echte Alternative zur Heirat, wie man anhand ihrer Verbreitung feststellen kann, immerhin leben fast ein Viertel der befragten Frauen in der genannten Lebensform. In diesem Alter dominieren also die Familien, in welchen 59 Prozent der norwegischen Frauen leben. Aber auch die Gruppe der kinderlosen und alleinlebenden Frauen recht groß.

In der eigentlichen Phase des Familienlebens nach einer Familiengründung, tritt das traditionelle Muster der Lebensformen in den Vordergrund. Die allgemein bestimmende Familienform für norwegische Frauen in diesem Altersabschnitt ist das verheiratete Zusammenleben mit einem Partner und Kindern. Auf die Familienform entfallen allein 72 Prozent aller Frauen. Den nichtehelichen Lebensgemeinschaften kommt nur eine kleine Bedeutung zu, nur sieben Prozent der Frauen leben in dieser Lebens-

form. Erstaunlich hoch ist der Anteil der Alleinerziehenden Mütter, mit knapp neun Prozent steht diese Lebensform an zweiter Stelle. Wie man außerdem erkennen kann, bleiben nur sehr wenige Frauen (ca. 12 Prozent) kinderlos.

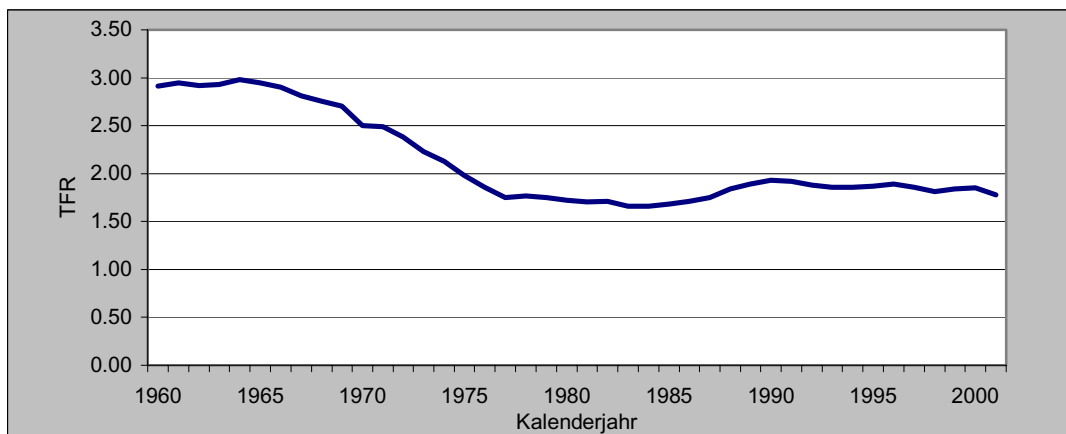
Für norwegische Männer sind die Muster sehr ähnlich, dennoch gibt es ein paar erwähnenswerte Unterschiede. Männer beginnen die Phase der Familienbildung etwas später als Frauen. Außerdem finden wir nur sehr wenige Alleinerziehende Männer in allen Altersgruppen vor. Im Alter von 43 Jahren sind es lediglich drei Prozent der im FFS befragten Personen (Noak and Östby 1996: S.18), die ein Kind ohne Partner großziehen.

Wie also in den obigen Erörterungen skizzenhaft gezeigt werden konnte, spielt die Ehe nach wie vor eine bedeutende Rolle im Leben von norwegischen Frauen und Männern, trotz der weit fortgeschrittenen Modernisierung und Ausdifferenzierung der Lebensformen. Gerade bei der Geburt, dem Aufziehen und der Sozialisation von Kindern ist die Familie mit verheirateten Eltern das dominierende Modell. So lange allerdings keine Familie gegründet wird oder werden soll, wählen gerade junge Menschen nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL und LATs) oder das Singledasein.

3.2. Allgemeine Fertilitätsentwicklungen

In diesem Abschnitt werden die wichtigsten Merkmale der Fertilitätsentwicklung in Norwegen dargestellt. Dies wird zunächst mithilfe von sehr allgemeinen Maßzahlen erfolgen, wie der Total Fertility Rate (TFR) und dem Durchschnittsalter der Mutter bei Geburt ihrer Kinder. Bevor dann mit paritätsspezifischen Entwicklungen argumentiert wird, soll basierend auf der Completed Fertility Rate (CFR) ein kurzer Einblick in kohortenspezifische Entwicklungen gegeben werden. Betrachtet man die norwegische Total Fertilty Rate in den letzten 40 Jahren, zeigt sich ein Verlauf, der sich so oder ähnlich auch in anderen skandinavischen Ländern beobachten lässt (Andersson 2003: S.5f). Am Beginn der 60er Jahre befindet sich die TFR auf einem Niveau von 2,9 und beginnt dann in der Mitte dieses Jahrzehnts rapide zu sinken. Bis 1977 nimmt sie bis auf einen Stand von 1,7 ab. Von diesem Punkt an verlangsamt sich der Trend. Der Tiefststand wird 1982 erreicht, die TFR befindet sich zu diesem Zeitpunkt auf einem Niveau von 1,65 (Noak and Östby 1996: S.9). Wie wir anhand der Graphik erkennen können, erfolgt nach dem Rückgang und dem Minimum eine Stabilisationsphase und ein erneuter Anstieg, der die TFR allerdings nicht auf das Ni-

veau vor dem Geburtenrückgang zurückführt. In den folgenden Jahren, bis 1999, stabilisiert sich die Total Fertility Rate auf einem Level von ca. 1,8 Kinder pro Frau (Andersson 2002: S.68).



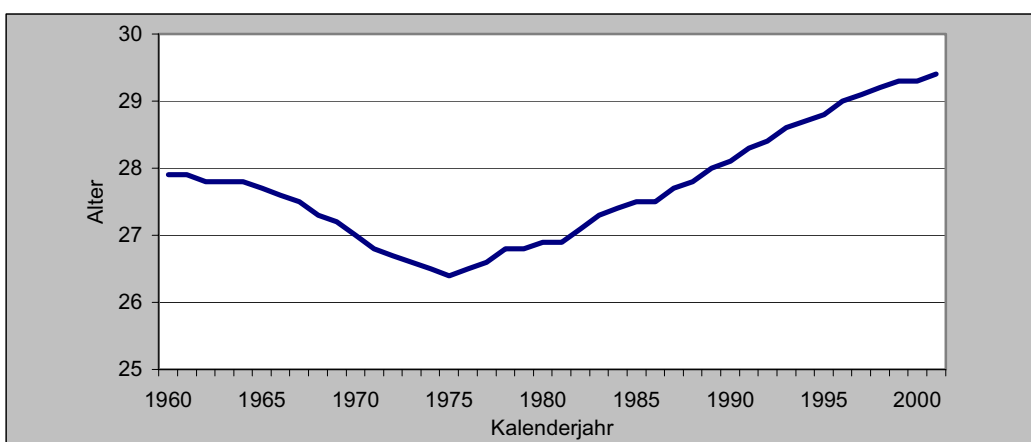
Grafik 6: Norwegen – Total Fertility Rate (1960 bis 2001), Quelle: Demographic Yearbook 2002

Der Geburtenrückgang erfolgt also recht früh und ist dementsprechend früh abgeschlossen, zwischen 1965 und 1975 (Dorbritz 2000: S.237ff). Außerdem sinkt die TFR nicht ins Bodenlose, was in vielen anderen Staaten der Fall ist, siehe Italien und Spanien mit einem Rückgang der TFR auf 1,2 (Billari and Kohler 2002) oder auch Deutschland mit einem Rückgang der TFR auf 1,4. Nach diesem Absinken gibt es in Norwegen wiederum einen Anstieg, nach dem sich die Geburtenziffer auf einem höheren Niveau wieder stabilisiert. Einen solchen Wiederanstieg der TFR können wir nur in sehr wenigen europäischen Ländern beobachten. Noch ungewöhnlicher ist die bis heute anhaltende Stabilisierung auf einem recht hohem Level (ca. 1,8). Aus dem zeitlichen Ablauf und auf den Quantität der Fertilität in Norwegen resultiert der Begriff der Vorreiterrolle im Vergleich zu anderen europäischen Staaten.

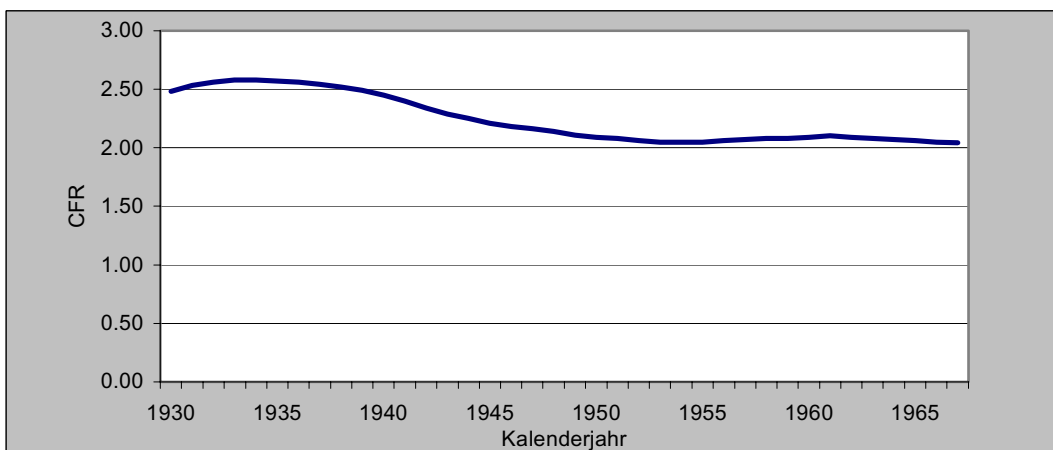
Ein nächster wesentlicher Indikator für Veränderungen beim Geburtenverhalten ist das Alter der Mütter bei der Geburt ihrer Kinder, auch dieses unterlag in Norwegen großen Veränderungen. Generell lässt sich ein Anstieg des durchschnittlichen Alters bei Geburt von Kindern beobachten, der in Norwegen in der Mitte der siebziger Jahre einsetzt. Noch 1960 lag das Durchschnittsalter bei der Geburt bei rund 28 Jahren. Nach einem Rückgang des Alters während des Geburtenbooms in den sechziger Jahren bis auf eine Ziffer von 26,4 Jahren, beobachten wir bis heute einen kontinuierlichen Anstieg. Die Geburt von Kindern wird also in immer höhere Alter verschoben.

Mütter sind dementsprechend heute bei der Geburt ihrer Kinder ca. drei Jahre älter, als noch in den sechziger oder siebziger Jahren.

Die hier kurz skizzierten Entwicklungen lassen sich durch zwei Charakteristika zusammenfassen: mittleres Niveau der zusammengefassten Geburtenziffer, bei einer späteren Geburt der Kinder. Das traditionelle Muster, nach dem eine späte Familiengründung auch zu kleinen Familien führt, wie es für weite Teile von Süd- und Westeuropa (Italien, Spanien, Westdeutschland) der Fall ist, scheint sich in Norwegen und das gilt sicherlich generell für die nordeuropäischen Staaten, teilweise in der Auflösung zu befinden (Dorbritz 2000: S.252).



Grafik 7: Norwegen - Durchschnittliches Alter der Mutter bei Geburt ihrer Kinder (1960 bis 2001), Quelle: Demographic Yearbook 2002



Grafik 8: Norwegen - Completed Fertility Rate (Kohorten 1930 bis 1967), Quelle: Demographic Yearbook 2002

Jahre liegt mit 2,5 bis 2,6 Kinder je Frau deutlich über dem Replacementlevel. Nach diesem Geburtenboom, den wir in den sechziger und siebziger Jahren auch bei der TFR beobachtet haben, sinkt die CFR, dies geschieht allerdings weniger abrupt und

verliert an Quantität im Vergleich zur TFR. Die CFR sinkt lediglich um 0,5 zwischen den Kohorten von 1935 und 1967 ab und stabilisiert sich anschließend bis heute. Außerdem verringert sich die CFR nur bis zum Replacementlevel von 2,1. Das heißt, Frauen bekommen in ihrem Lebensverlauf im Durchschnitt über zwei Kinder, was gleichzeitig bedeutet, dass die vorherige Müttergeneration durch die Geburten der nachfolgenden Jahrgänge ersetzt werden kann.

Anders formuliert bedeuten diese Ergebnisse, dass beispielsweise in der Kohorte 1935 weit über sechzig Prozent der Frauen mit 25 Jahren bereits ihr erstes Kind bekommen hatten, im Geburtsjahrgang 1973 sind es gerade noch ca. 35 Prozent.

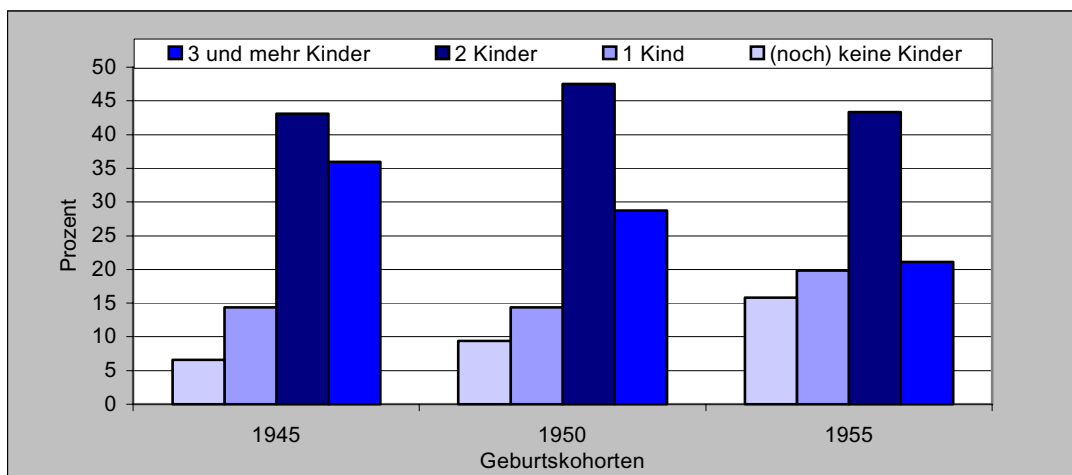
Diese Trends sind vor allem ein Ausdruck für eine Verschiebung der (ersten) Geburten in einen späteren Lebensabschnitt, weniger für das gänzliche Ausbleiben von Geburten. Die immer höhere Bildung von Frauen spielt dabei eine Schlüsselrolle, wie Lappegard (2000: S.7ff) zeigt, gerade bei Frauen die eine Universitätsausbildung absolvieren, ist das (Median)Alter bei der ersten Geburt extrem angestiegen und liegt bei den Geburtskohorten um 1965 bereits über 30 Jahren.

Eine weitere relevante Frage ist, inwieweit eine weitere Verschiebung der Geburten in ein höheres Alter Kinderlosigkeit bei Frauen in Norwegen verursacht. In den Geburtskohorten der fünfziger Jahre beobachten wir rund 10 Prozent Kinderlosigkeit im Alter 45 (Lappegard 2000: S.10). Heute können wir bei den jüngeren Kohorten bereits einen kleinen Anstieg der Kinderlosigkeit feststellen. So ist zwischen den Kohorten von 1958 und 1963 ein Anstieg von 1,3 Prozent zu verzeichnen. Es ist allerdings noch etwas zu früh um grundlegende Schlussfolgerungen zu treffen, da für die jüngeren Kohorten die Phase der Familienbildung noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann. Auch im Bereich der Kinderlosigkeit gibt es aufgrund von Veränderungen des Bildungsniveaus deutliche Unterschiede zwischen den Frauen. Je höher die Bildung der Frau, desto größer ist das Risiko kinderlos zu bleiben. Allerdings läßt sich ein erstaunlicher Trend ausmachen. Während bei den unteren und mittleren Bildungsniveaus der Anteil der Kinderlosen ansteigt, ist bei den Frauen mit höchsten Bildungsabschlüssen sogar ein Rückgang der Kinderlosigkeit zu beobachten (Lappegard 2000: S.10ff).

3.2.1. Paritätsspezifische Geburtenentwicklungen

Kommen wir nun von den oben beschriebenen allgemeinen Trends und Entwicklungen, zu den paritätsspezifischen Geburtenzahlen, die mich im Rahmen dieser Arbeit besonders interessieren.

Wie in Grafik 9 zu sehen, dominieren Frauen mit zwei Kindern mit über 40 Prozent in allen drei Geburtskohorten das Bild. Darauf folgen Frauen mit drei und mehr Kindern, ebenfalls in allen drei Geburtskohorten. Beim Altersjahrgang von 1955 ist dieses noch nicht so deutlich ausgeprägt, allerdings war dieser zum Erhebungszeitpunkt (Fertility and family survey Norway - Noak and Östby 1996) erst 33 Jahre alt, hatte also die reproduktive Phase noch nicht abgeschlossen. Es zeigt sich jedoch ein Trend, dass Frauen mit mehr als drei Kindern prozentual abnehmen, zugunsten der drei anderen Gruppen und hier im Besonderen der Kinderlosen und der Frauen mit einem Kind. Der Anteil der Mütter die nach einem zweiten Kind noch ein weiteres Kinder bekommen, ist von den nahezu 60 Prozent der Nachkriegskohorten auf 40 Prozent (50er Kohorten) gefallen (Rönsen 2001: S.8).



Grafik 9: Norwegen - Frauen nach Kinderzahlen und Geburtskohorten in Prozent, Quelle: FFS Standard Country Report – Norway (Noak and Östby 1996)

Für Norwegen gilt jedoch, dass es keinerlei Anzeichen dafür gibt, dass es eine übliche und bewußte Entscheidung ist, kinderlos zu bleiben (Lappegard 2000: S.16). Nur eine von zehn Frauen in den beiden älteren Kohorten bleibt ohne Kinder. Auch sind größere Familien (mehr als 2 Kinder) alles andere als selten. Ein Drittel der Frauen der Geburtskohorte von 1945 und mehr als ein Viertel der Frauen der Kohorte 1950 haben

mindestens 3 Kinder. Das zeigt sich auch bei den schon kurz dargestellten Entwicklungen der CFR (Noak and Östby 1996), in Hinblick auf das Erreichen des Replacementlevels von 2,1 Geburten pro Frau. Entwicklungen wie das Ausbleiben von dritten Geburten oder Kinderlosigkeit sind eng verknüpft mit dem Timing der Geburten. Dabei ist nicht nur der Zeitpunkt bzw. das Alter bei der Familiengründung von Bedeutung, sondern auch das Spacing (Andersson 2002: S.79), also die Zeit, die zwischen der Geburt von zwei Kindern vergeht.

Die oben schon aufgezeigten Tendenzen werden ebenfalls deutlich, bei einer gesonderten Betrachtung der paritätsspezifischen Geburtenraten nach Andersson (2002: S71ff). Sowohl bei der Geburtenrate der ersten Parität, als auch bei der Geburtenrate der zweiten Parität zeigen sich Ähnlichkeiten zu den Veränderungen, welche die TFR durchlaufen hat. Beide Geburtenraten gehen ab dem Ende der sechziger Jahre zurück, allerdings verläuft dieser Rückgang für die ersten Geburten bedeutend schärfer. Dieses kann vor allem als Ausdruck eines generellen Aufschubes der ersten Geburt in ein höheres Alter gewertet werden (Andersson 2003: S.71). Die Geburtenrate der zweiten Parität geht langsamer, aber kontinuierlich ab Mitte der sechziger Jahre bis ca. 1977 zurück und verläuft ab diesem Zeitpunkt mit kleineren Schwankungen auf einem recht stabilen Level (Kravdal 2002) mit ansteigender Tendenz.

Bei der Geburtenrate der dritten Parität zeigt sich ein deutlich anderes Bild. Zum einen fällt sie von ihrem Startlevel (1960) wesentlich stärker ab und erreicht dann ihren Tiefstpunkt Mitte der siebziger Jahre. Zum zweiten erfolgt nach einer Periode der Stabilisierung ein deutlicher Wiederanstieg (Kravdal 2002), der allerdings nicht wieder das Ausgangsniveau erreicht. Fraglich ist natürlich, ob dieser Anstieg auch in den nächsten Jahren anhält bzw. bei einer Betrachtung aus der Längsschnittperspektive zu beobachten sein wird, oder ob er vielmehr ein Resultat der Veränderungen der zeitlichen Abstände zwischen der zweiten und dritten Geburt ist.

Dieser Frage soll an dieser Stelle nachgegangen werden. Sehen wir uns zuerst einmal die Veränderungen der Geburtenabstände zwischen dem ersten und dem zweiten Kind an. Anderson (2002: S.74) schreibt, dass der zeitliche Abstand zwischen den Geburten sich in der Zeit zwischen 1960 bis in die neunziger Jahre in Norwegen nicht entscheidend veränderte. Auch bei einer gesonderten Betrachtung der Entwicklungen in den achtziger und neunziger Jahren, sind keine Verkürzungen oder Ausweitungen des Intervalls zwischen erster und zweiter Geburt zu beobachten. Die paritätsspezifischen Geburtenraten bleiben dementsprechend auf dem selben Niveau. Norwegische Mütter bekommen üblicher Weise ihr zweites Kind, wenn sie überhaupt ein zweites

Kind bekommen, drei bis vier Jahre nach ihrer ersten Geburt. Generell bekommen heute weniger norwegische Mütter zwei Kinder, also noch in den sechziger oder siebziger Jahren.

Die Entwicklungen bei der Geburt von dritten Kindern unterscheiden sich deutlich. Es kommt auch hier nicht zu einer Verlängerung oder Verkürzung der zeitlichen Intervalle zwischen zweiter und dritter Geburt. Zum großen Teil bekommen norwegische Mütter ihr drittes Kind drei bis vier Jahre nach der Geburt ihres zweiten Kindes (Andersson 2002: S.78ff). Jedoch erhöht sich die generelle Anzahl von Müttern mit bereits zwei Kindern, welche noch eine dritte Geburt haben. Anders ausgedrückt, wächst die Wahrscheinlichkeit für Mütter von zwei Kindern, noch ein drittes Kind zu bekommen. Die Gesamtanzahl von dritten Geburten erhöht sich aber nicht, da generell weniger norwegische Frauen zwei Kinder bekommen.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, das in Norwegen, wie in vielen anderen europäischen Staaten in den sechziger und siebziger Jahren ein Geburtenrückgang stattgefunden hat. Dieser erfasste vor allem zweite und dritte Geburten und Mütter mit einer höheren Ausbildung. Im Unterschied zu anderen Regionen in Europa, fielen die Geburtenzahl jedoch nicht so stark und erholten sich in den achtziger und neunziger Jahren. Im Besonderen trifft dies auf die Wahrscheinlichkeit für dritte Geburten zu. Veränderungen des Spacings zwischen den Geburten waren bei diesen Entwicklungen zwar beteiligt, jedoch nicht ausschlaggebend.

3.3. Rahmenbedingungen - Die soziale und ökonomische Situation norwegischer Frauen

Hinter den Entwicklungen der TFR, des Alters bei der Geburt des ersten Kindes etc. stehen grundlegende Veränderungen in den Mustern von Familienbildung und Fertilitätsentscheidungen, die durch individuelle Entscheidungsprozesse entstehen.

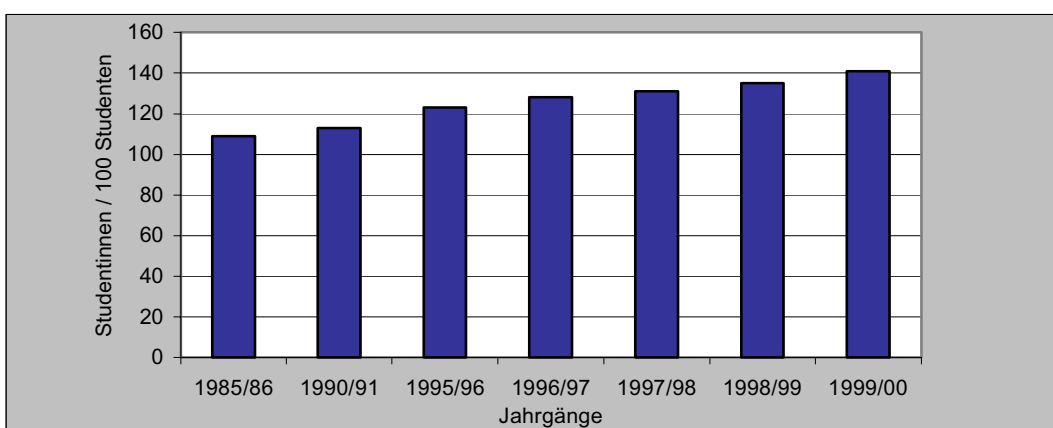
Der freie Zugang zu Kontrazeptiva oder die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen vergrößert die Entscheidungsmöglichkeit, wann, wieviel und ob überhaupt eine Frau Kinder bekommen möchte. Eine bessere Ausbildung und eine weitreichende Integration in den Arbeitsmarkt erhöhen die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen und somit auch den individuellen Handlungsspielraum, erzeugen aber auf der anderen Seite neue Entscheidungsprobleme. Nicht zuletzt bringen gesellschaftliche und soziale Entwicklungen ein höheres Maß an Emanzipation und Veränderungen der

Opportunitätsstrukturen (Lappegard 2000: S.4) mit sich. Gerade Familienbildungs- und Fertilitätsentscheidungen hängen in einem nicht unerheblichen Maße von solchen allgemeinen Anreiz- und Gelegenheitsstrukturen ab, die sich durch die vorhandenen strukturellen Rahmenbedingungen (Huinink und Wagner 1998) ergeben.

Im folgenden Teil werde ich versuchen die Situation norwegischer Frauen und Mütter Situation auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt, in der Gesellschaft und konkrete politische und gesellschaftliche Maßnahmen in Norwegen zu beschreiben, denen aufgrund ihrer Orientierung eine Wirksamkeit oder Beeinflussung der Familienbildungsprozessen unterstellt werden kann. Die norwegischen Konzepte zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf bieten für Mütter, Väter und nicht zuletzt auch für die Kinder (Lohkamp-Himmighofen 1999: S.48) sehr große Vorteile, gegenüber anderen europäischen Staaten.

3.3.1. Ausbildung und Bildung

Wie in den meisten europäischen Länder ist sowohl die Bildungsbeteiligung, als auch das Bildungsniveau von norwegischen Frauen seit den 60er und 70er Jahren stark gestiegen. Gut ausgebildete und arbeitende Frauen werden in Norwegen mittlerweile als eine Selbstverständlichkeit angesehen, dies gilt auch für Frauen mit Kindern (Lappegard 2002, S.6).



Grafik 10: Norwegen - Bildungsbeteiligung von Frauen – tertiärer Sektor(1985 bis 2000), Quelle: European Commission (2003)

Im Vergleich zu den 70er Jahren hatten im Jahr 2000 ungefähr dreimal so viele Frauen und Männer einen höheren Bildungsabschluss (tertiär). Vergleicht man den Stand

von 1980 und 2000, so hat sich die Anzahl der Norweger(innen) mit diesem Bildungsniveau verdoppelt. Währenddessen halbierte sich die Anzahl derer mit nur niedrigen bzw. keinem Bildungsabschluss (Statistics Norway 2000).

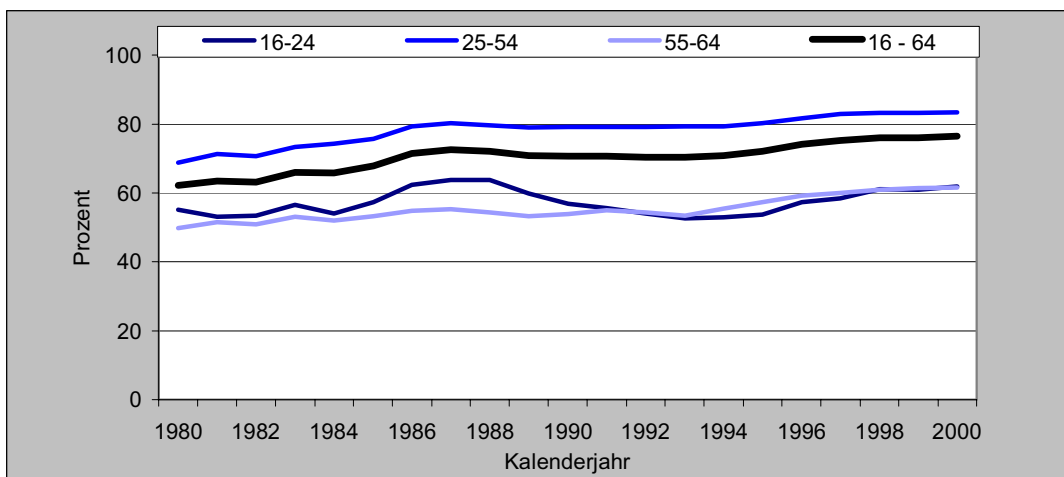
Frauen erreichen dabei in größerer Anzahl und wesentlich schneller einen tertiären Bildungsabschluss als Männer (Statistics Norway 2003). Dieser Trend zeigte sich ab Mitte der 80er Jahre. 1985 hatten 9,9 Prozent der Frauen und 10,2 Prozent der Männer mindestens dieses Bildungsniveau erreicht. 1995 waren es bereits 16 Prozent aller Frauen und im Gegensatz zu 14 Prozent aller Männer. Der Trend hält jedoch weiter an, im Jahre 2002 hatte bereits jede fünfte Frau einen tertiären Bildungsabschluss. Die folgende Grafik zeigt das Geschlechterverhältnis unter norwegischen Studenten. In den 80er Jahren war das Verhältnis zwischen Männern und Frauen noch nahezu ausgeglichen. Die Entwicklung über die folgenden 15 Jahre hat dieses Verhältnis gekippt, d.h. immer mehr Frauen als Männer nehmen ein Studium in Angriff.

Die Wahl der Ausbildungsberufe und Studienrichtung ist in Norwegen trotz einer weit fortgeschrittenen Emanzipation der Frauen geschlechtlich sehr segregiert. Das heißt, Frauen wählen typischer Weise Berufe, die als typisch weiblich angesehen werden, wie das Gesundheitswesen, Arbeit als Lehrerin und Arbeiten im öffentlichen Bereich. Demgegenüber werden gerade technische und naturwissenschaftlichen Disziplinen von Männern dominiert. (Statistics Norway 2000; Lappegard 2002, S.7)

3.3.2. Partizipation am Arbeitsmarkt

Wie sich in zahlreichen europäischen Studien herausgestellt hat, kommt gerade der Partizipation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt eine wesentliche Rolle im Hinblick auf ihr Geburtenverhalten zu. Der noch vor zwanzig bis dreißig Jahren bestehende, negative Zusammenhang zwischen Fertilität und Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen, hat sich mittlerweile fast aufgelöst oder ist in Auflösung begriffen. Noch 1970 galt, je höher der Anteil der Frauen auf dem Arbeitsmarkt in einem europäischen Land ist, desto niedriger ist die Geburtenrate (Brewster and Rindfuss 2000: S.273). Dieser Sachverhalt hat sich in den neunziger Jahren umgekehrt. Nunmehr haben gerade die europäischen Länder eine relativ hohe Geburtenrate, in denen die Partizipation der Frauen am Arbeitsmarkt ein sehr hohes Level erreicht hat.

Norwegen gehört mit zu dieser zu dieser Gruppe von Ländern. Die skizzierte Entwicklung in Grafik 11 zeigt, dass der hohe Anteil von erwerbstätigen Frauen jedoch ein Phänomen ist, welches sich in dieser Form erst entwickelte. Die allgemeine Rate der weiblichen Erwerbsbeteiligung (Alter 16 bis 64) steigt von 64 Prozent von 1980 auf einen Wert von 75 Prozent im Jahr 2000. Folgen wir Brewster und Rindfuss (2000: S.275ff) in ihren Argumentationen, so wird die Entwicklung noch deutlicher. Mitte der sechziger Jahre zählte Norwegen noch zu den Ländern mit den niedrigsten Raten weiblicher Erwerbsbeteiligung, zusammen mit Italien (34,6 %) und Irland (35,2 %). Während beispielsweise Italien im Jahr 1999 immer noch unter der 40 Prozent Marke liegt, hat sich die Integration von Frauen in den norwegischen Arbeitsmarkt grundlegend verändert. Seit den sechziger Jahren ist ein stetiger Anstieg der Raten weiblicher Erwerbsbeteiligung zu verzeichnen (OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development 1996). Nur am Ende der achtziger Jahre wurde dieser Trend kurz unterbrochen. Mittlerweile sind weit über 70 Prozent der Frauen (OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development 2001) im Arbeitsmarkt integriert. In den mittleren Altersgruppen zwischen 25 und 54 ist der Anteil sogar noch höher, hier sind es ca. 85 Prozent der Frauen. Mit diesem Wert liegt Norwegen an dritter Stelle innerhalb der europäischen Länder.

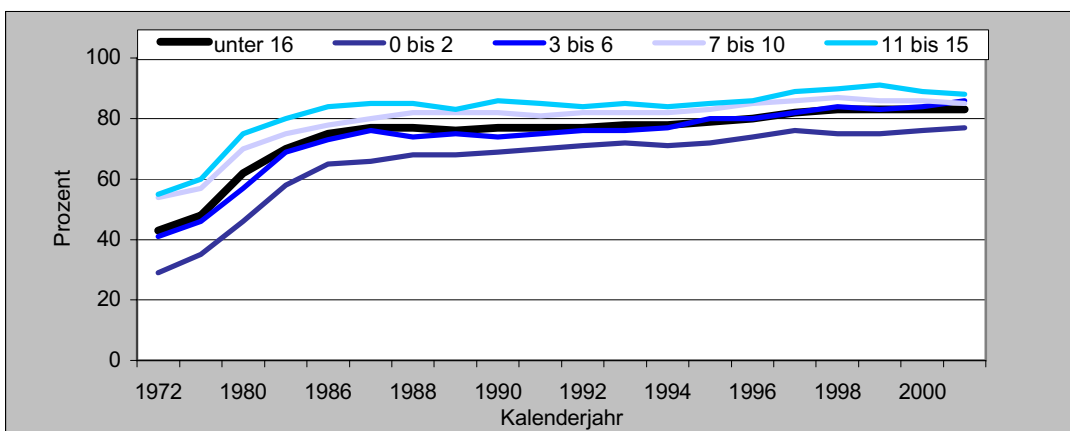


Grafik 11: Norwegen - Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen nach Altersgruppen (1980 bis 2000),
Quelle: OECD-Labour Force Statistics (2001)

Noch deutlicher wird dieses Bild, betrachtet man die Mütter mit Neugeborenen und Vorschulkindern, in Grafik 12. Auch in dieser Bevölkerungsgruppe ist der Anteil der berufstätigen Frauen sehr hoch und hat über die Zeit beträchtlich zugenommen. 1972 lagen die Werte für erwerbstätige Frauen mit Kleinkindern (Alter 0 bis 2) noch unter

30 Prozent, mittlerweile hat diese Gruppe ein Niveau von 77 Prozent. Ähnliches ist auch in allen anderen Altersgruppen zu beobachten. Der Anteil der berufstätigen Mütter mit Kinder im Alter von 11 bis 15 stieg von 55 Prozent in den siebziger Jahren auf einen Wert von über 90 Prozent am Ende der neunziger Jahre. Diese Entwicklungen deuten schon jetzt auf die weite Verbreitung von Kinderbetreuungseinrichtungen (Brewster and Rindfuss 2000: S.287ff) hin, wie wir in den nächsten Abschnitt sehen werden. Nach den OCED Labour Force Statistics waren im Jahr 1999 weit über 70 Prozent aller Mütter mit Kindern unter sechs Jahren erwerbstätig

Über die Zeit ist ein stetiges Steigen Erwerbsbeteiligung und eine Annäherung der Verläufe der verschiedenen Altersgruppen zu beobachten. Frauen mit sehr jungen Kindern arbeiten zwar deutlich weniger als Frauen mit jugendlichen Kindern, der Abstand hat sich aber seit den siebziger Jahren kontinuierlich verringert. Mütter von Kleinkindern arbeiten außerdem oft halbtags oder in Bereichen, in denen Möglichkeiten zur Teilzeitarbeit bestehen (Noak and Östby 1996: S.43ff). Weiterhin unterbrechen norwegische Frauen im Zeitraum um die Geburt ihrer Kinder ihre Berufstätigkeit häufig und scheiden vorübergehend aus dem Arbeitsmarkt aus.



Grafik 12: Norwegen - Arbeitsmarktbeteiligung von Müttern nach Alter des jüngsten im Haushalt lebenden Kindes (1972 bis 2001), Quelle: Statistics Norway - Labour Force Survey 2001

Norwegische Frauen und Mütter sind also in den Arbeitsmarkt integriert, weitaus tiefgreifender als das in vielen anderen europäischen Staaten der Fall ist. Ein entscheidender Aspekt bei der Integration von Frauen, vor allem Müttern in den Arbeitsmarkt, ist die Schaffung von sogenannten Vereinbarkeitslösungen und der generellen Ausrichtung von Frauen- und Familienpolitik. Diese möchte ich nun in den folgenden Abschnitten vorstellen.

3.3.3. Familienpolitische Maßnahmen und Transferleistungen

Folgt man den Argumentationen von Esping-Andersen (1999) bei seiner Klassifizierung der Wohlfahrtsstaaten in Europa, so lässt sich Norwegen als „sozialdemokratischer“ Wohlfahrtsstaat beschreiben, wie alle anderen skandinavischen Staaten auch. Das bedeutet unter anderem die Abkehr vom klassischen „male-bread-winner“ Model und damit die Schaffung von Vereinbarkeitslösungen, die ein Nebeneinander von Familie und Berufstätigkeit für Frauen ermöglichen. Pronatalistische Ideen sind und waren in Norwegen jedoch nie Beweggründe für eine familienfreundliche Politik. Eher das generelle Interesse an der Förderung der Geschlechtergleichheit, der Kinder und ihrer Familien standen und stehen im Vordergrund (Rönsen 2001: S.12).

Zum Anfang gilt es die Frage zu beantworten, was genau eigentlich sind familienpolitische Maßnahmen. Neyer (2003) unterteilt sie hinsichtlich ihrer Ausrichtung auf (a) Mutterschutz, (b) Elternschaftsurlaub, (c) Kinderbetreuung und (d) Kindergeldleistungen. Diesem Schema werde ich in den weiteren Ausführungen folgen.

(a) *Regelungen zum Mutterschutz* nach Rönsen (2001: S.12): Die erste universelle Einführung eines bezahlten Mutterschaftsurlaubes in Norwegen, galt für alle Frauen die nach 1955 geboren wurden. Zu dieser Zeit erstreckte sich die bezahlte Beurlaubung allerdings nur über 12 Wochen. Bis zum heutigen Tag wurde der Zeitraum auf 18 Wochen ausgeweitet, in denen das volle Einkommen weiter gezahlt wird und eine Arbeitsplatzgarantie besteht. Die letzten drei Wochen vor der Geburt und sechs Wochen nach der Geburt sind ausschließlich für Mütter reserviert. Die Zeit nach der Geburt kann also nicht im Rahmen des Elternschaftsurlaubes vom Vater übernommen werden. Der Mutterschaftsurlaub ist über diese Länge und Zeitpunkt für die Mutter obligatorisch, muss also in Anspruch genommen werden (Lohkamp-Himmighofen 1999: S.50).

(b) *Elternschaftsurlaub* nach Rönsen (2001: S.12f) und Lohkamp-Himmighofen (1999: S.51ff): Der Elternschaftsurlaub steht beiden Partnern zur Verfügung und erstreckt sich über einen Zeitraum von insgesamt 42 Wochen seit 1993, in denen 100 Prozent des Arbeitsentgeltes als Mutterschaftsgeld gezahlt wird. Wird der Elternschaftsurlaub auf die maximale Länge von 52 Wochen verlängert, wird nur noch 80 Prozent des Einkommens gezahlt. Er wird jedoch kaum von Vätern in Anspruch genommen. Mit 12 Prozent ist der Anteil der Väter, die den Urlaub nutzen zwar gestiegen, dennoch liegt er auf einem recht niedrigen Level. Das änderte sich erst 1993 mit der Einführung einer „Vaterquote“, in der vier Wochen ausschließlich für Väter re-

serviert wurden, die bei Nichtnutzung verfallen. Mittlerweile nehmen fast 80 Prozent der Väter diesen Erziehungsurlaub wahr.

(c) *Kinderbetreuung* nach Rösens (2001: S.12f): Die Versorgung von norwegischen Müttern mit Kindergartenplätzen bzw. Möglichkeiten zur externen Betreuung von Kindern sind sehr umfassend und erstrecken sich über alle Alter von Kindern, inklusive Kinder im Schulalter. In den 70er Jahren wurde die Schaffung von Kinderbetreuungseinrichtungen politisch geregelt. Von nun an oblag den Gemeinden die Pflicht zur Schaffung von Betreuungsmöglichkeiten. Zudem hat jedes norwegische Kind unter drei Jahren einen Anspruch auf einen staatlichen Betreuungsplatz (Neyer 2003: S.24ff). Laut „Statistics Norway“ hatten dementsprechend 1997 50 Prozent der Vorschulkinder einen Kindergartenplatz in privaten oder staatlichen Kindertagesstätten. Es gibt eine Vielzahl staatlicher und privater Betreuungseinrichtungen, welche vom Staat unterstützt werden. (Neyer 2003: S.26) Von öffentlicher Hand werden dabei 40 Prozent der Kosten für die Kinderbetreuung getragen, der restliche Betrag wird zwischen den Eltern und den Gemeinden gesplittet, diese Aufteilung variiert jedoch zwischen öffentlichen und privaten Trägern. Die durchschnittlichen Kosten für die Eltern betrugen 1998 ca. 3500 NOK (ca. 440 Euro). Auch die Betreuung von Schulkindern wird in ähnlicher Weise geregelt und 1994 waren es 31 Prozent der Kinder zwischen sechs und zehn Jahren, die sich in nachschulischer Betreuung befanden.

(d) *Kindergeldleistungen* nach Rösens (2001: S.12f): Kindergeld wird in Norwegen generell an alle Eltern gezahlt. Die Zahlungen variieren nicht mit der Anzahl der Kinder, das heißt für jedes Kind wird der gleiche Betrag ausgezahlt. Die Höhe hängt allerdings vom Alter des Kindes ab. Ist das Kind älter als drei Jahre, verringern sich die Zahlungen an die Eltern. Das bedeutet, dass Norwegen als eines der wenigen Länder der Tatsache Rechnung trägt, dass Kleinkinder mehr Kosten verursachen, wenn man die Kosten für eine Kinderbetreuung in die Berechnung (Neyer 2003: S.29f) mit einbezieht. Außerdem gibt es weitere Zahlungen an Eltern, welche ihre Kinder nicht in öffentliche Betreuungseinrichtungen geben. Dies ist allerdings auf das Alter bis zwei Jahre begrenzt (Rösens 2001). Der Zuschuss für diese Eltern hat den Umfang des Anteils der staatlichen Förderung eines Kindergartenplatzes (ca. 3000 NOK).

Norwegen hatte lange keine eigenständigen Gesetze für Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Dies änderte sich grundlegend erst in den neunziger Jahren. Mittlerweile werden Kohabitationen mit eigenen Kindern von der Seite des Gesetzgebers genauso behandelt wie Ehepaare (Noak and Östby 1996). Das gilt natürlich auch für die

oben beschriebenen Regelungen der Familienpolitik. Auch das ist wiederum ein Zeichen für die explizite Ausrichtung der Maßnahmen auf das Wohl der Kinder, unabhängig von der Lebensform der Eltern.

4. Deutschland – Frauen, Familie, Beruf und Kinder

Aus demographischer Sicht hat Deutschland noch immer zwei unterschiedliche Gesichter in Ost und West. Vor der Wiedervereinigung divergierten die Muster von Fertilität, Familienbildung und von Familien- und Frauenpolitik sehr deutlich zwischen den deutschen Staaten. Der Zusammenschluss zu einem Staat 1990 und die damit verbundene Angleichung von vielen sozialen, ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Strukturen und Bedingungen, ließ interessante Entwicklungen auf allen demographischen Gebieten erwarten. Der Geburtsschock in Ostdeutschland ist sicher so eine Entwicklung, allerdings kann hier von einer „erwarteten Entwicklung“ wohl keine Rede sein. Das extreme Absinken der ostdeutschen Total Fertility Rate auf ein Niveau von bis zu 0,9 Kinder pro Frau, bei einer Beibehaltung der Trends auf dem alten Bundesgebiet, verschärfte die demographischen Differenzen zwischen den beiden deutschen Gebieten. Auch bei anderen Faktoren, wie zum Beispiel Heirat oder Scheidungen waren solche Veränderungen zu erkennen. Mittlerweile sind die Unterschiede nicht mehr so groß, wie zu dieser Zeit. Die Muster der Geburtenentwicklungen und Familienbildung unterscheiden sich jedoch immer noch deutlich.

Aufgrund dieser Unterschiede muss bei einem Vergleich, wie er hier vorgenommen werden soll, deutlich zwischen Ost- und Westdeutschland unterschieden werden, wenn nicht eine vergleichende Darstellung für drei verschiedene Gesellschaften entstehen soll. Gerade im Fall dieser Arbeit, die weitestgehend auf Daten des deutschen FFS von 1992 aufbaut, ist eine separate Analyse von enormer Bedeutung.

Das heißt unter anderem auch, dass ich mich bei meinen Darstellungen auf einen deutschen Teil beschränken werde. Aufgrund der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Parallelen zwischen Westdeutschland und Norwegen, werde ich bei den noch folgenden deskriptiven Darstellungen und beim analytischen Vergleich in Hinblick auf die Geburt von dritten Kindern, Ostdeutschland nur kurz erwähnen bzw. nicht berücksichtigen, mich also auf Westdeutschland beziehen.

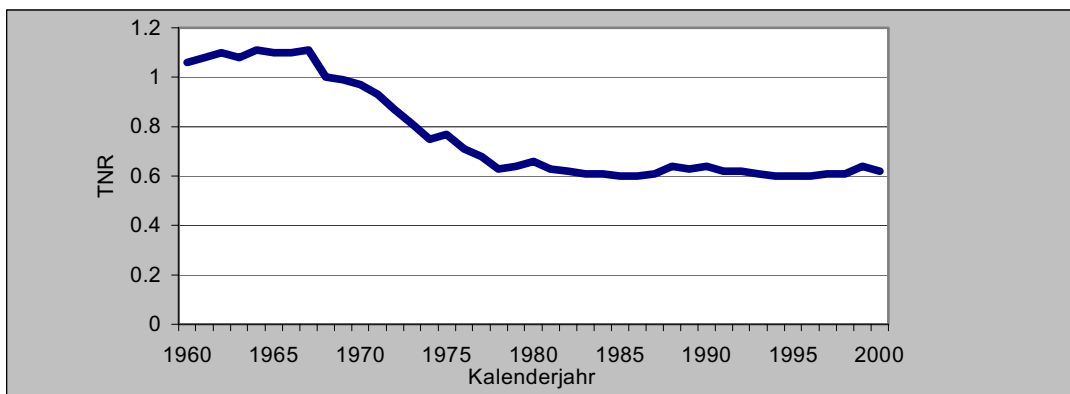
4.1. Familien- und Lebensformen – Situation, Entwicklungen und Trends

Deutschland befand und befindet sich noch immer in der Phase des Wandels von Handlungsbedingungen, Biographiemustern und Lebensformen. Das Hinausschieben der Familienbildung oder deren gänzliches Ausbleiben, die hohe und weiter wach-

sende Scheidungshäufigkeit, die zurückgehende Neigung der Geschiedenen und Verwitweten zu einer weiteren Ehe, die Ausweitung des Anteils individualisierter und partnerschaftlicher Lebensformen, die nicht auf Ehe beruhen oder das Entstehen von Stieffamilien sind zu unumstößlichen Tatsachen geworden (Dorbritz 2000). Vor diesem Hintergrund soll an dieser Stelle die generelle Situation, wichtige Entwicklungen und Trends auf dem Gebiet von Familien und alternativen Lebensformen in Deutschland aufgezeigt werden.

In Deutschland verlor und verliert das klassische Familienmodell an Bedeutung. Alternative Lebensformen haben sich mittlerweile etabliert und sowohl familiäre als auch nicht familiäre Lebensformen haben sich weiterentwickelt. In Deutschland, wie auch in vielen anderen europäischen Staaten, sind nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinerziehende, Alleinlebende oder aber kinderlose Paare, längst keine Seltenheit mehr. Gerade bei Kohabitationen geht der Trend nach oben, auch wenn sie in Westdeutschland längst nicht so verbreitet sind, wie in Norwegen, wie wir noch sehen werden.

Auch für Westdeutschland soll zuerst mit einem grundlegenden Ausblick begonnen werden. Dazu eignet sich am besten Total Nuptiality Rate (TNR). In ihr haben wir einen ersten Indikator, der anzeigt, inwieweit sich die Bedeutung der Ehe in



Grafik 13: Westdeutschland - Total Nuptiality Rate (1960 bis 2000), Quelle: Demographic Yearbook (2001)

Westdeutschland erhalten hat oder nicht. Die TNR fiel in den sechziger und siebziger Jahren von einem hohen stabilen Niveau auf ein weitaus niedrigeres Level und stabilisierte sich wiederum. Die Total Nuptiality Rate ist in den letzten 50 Jahren um fast die Hälfte gesunken, von ca. 1,1 auf 0,6 wie wir anhand der Grafik erkennen können. In den letzten Jahren schwankt die TNR beständig um diesen Wert. Dieses bedeutet

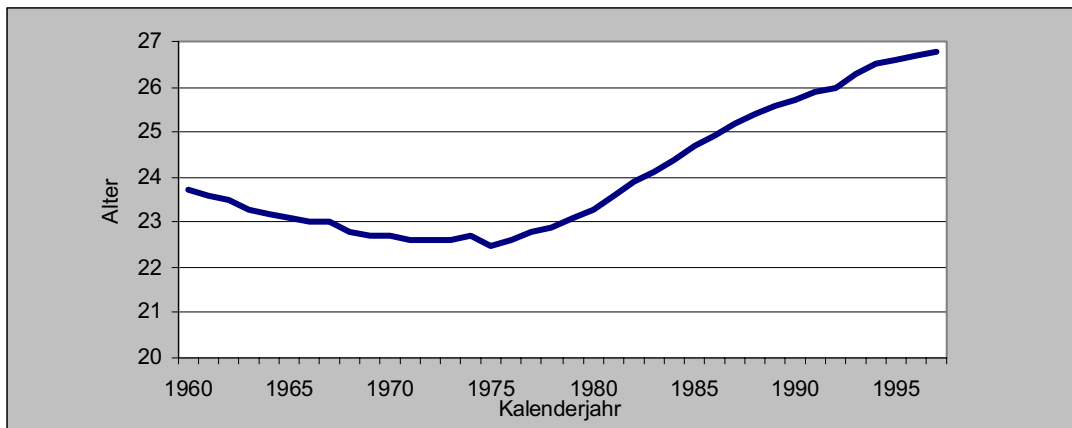
zwar nicht, dass sich die Zahl derjenigen, die überhaupt heiraten um den gleichen Prozentsatz verringert hat, da Aufschiebeeffekte die Maßzahl verzerren können, dennoch ist es ein deutliches Zeichen für einen Wandel der Ehe als gängige Form partnerschaftlichen Zusammenlebens.

Eng verknüpft mit den Entwicklungen des Heiratsverhaltens sind nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL). Ähnlich wie in Norwegen ist auch in Westdeutschland ein starker Bedeutungszuwachs für diese Lebensform zu verzeichnen. Ihre Zahl stieg in den letzten dreißig Jahren kontinuierlich und stark an. 1972 lebten nur westdeutsche 137 000 Paare in einer NEL, mittlerweile sind es über 1,5 Millionen alleine in Westdeutschland, dies zeigen die Ergebnisse des Mikrozensus (Engstler 1998; Breiholz, Duschek, and Nöthen 2002, Statistisches Bundesamt 1999). In Bezug auf die Gesamtbevölkerung leben vier Prozent aller Westdeutschen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, in Ostdeutschland knapp 6% (Glatzer 1997). Wahrscheinlich wird diese Zahl durch den Mikrozensus sogar noch unterschätzt, da es sich bei der Frage nach der Lebensform um eine freiwillige Angabe über die im Haushalt befindlichen Mitglieder handelt, und somit ein gewisser Teil von NELs als Alleinstehend oder Alleinerziehend ausgewiesen wird. Diese Problematik trifft natürlich auch in Westdeutschland ganz besonders auf bilokale Partnerschaften (Living Apart Together) in getrennten Haushalten zu, laut Schätzungen (Glatzer 1997) leben bei immerhin einem Drittel der NEL die Partner nicht im selben Haushalt. Berücksichtigt man diese Ergebnisse, so kommt man auf einen Wert von weit über 2 Millionen nichteheliche Paarbeziehungen in Westdeutschland.

Trotz es Zuwachses nichtehelicher Lebensgemeinschaften ist die Ehe insgesamt gesehen die eindeutig vorherrschende Partnerschaftsform (Glatzer 1997). Es haben sich aber andere Lebensformen etabliert, die vor allem alters- und lebensphasenabhängig mehr Zuspruch finden oder sich zu einer neuen sozialen Normalität entwickelt haben. Dies trifft eben vor allem auf nichteheliche Lebensgemeinschaften zu. So wird die nichteheliche Lebensgemeinschaft bei Vaskovics und Rupp (1992) als typische Lebensform gerade für junge Menschen verstanden. Die sich oft noch in unsicheren sozialen Lebenssituationen befinden (Ausbildung, Studium) und daher von einer festen Bindung Abstand nehmen.

Der Anstieg der Anzahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist also vermutlich vor allem auf eine Veränderung des partnerschaftlichen Verhaltens von jungen Erwachsenen zurückzuführen. Wie sich anhand der nächsten Grafik zeigt, ist dieser

Trend auch deutlich am durchschnittlichen Erstheiratsalter zu erkennen. Seit Mitte der siebziger Jahre ist es stark angestiegen. Die Heirat wird in höhere Alter verlagert,



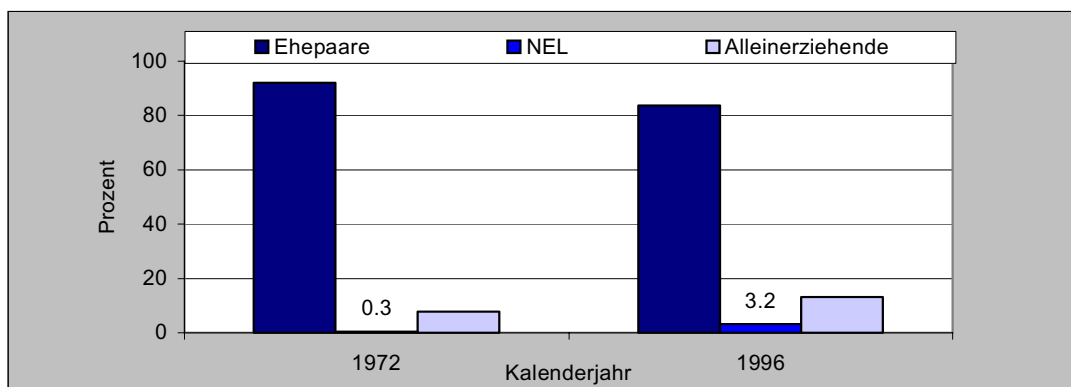
Grafik 14: Westdeutschland - Durchschnittliches Alter von Frauen bei der ersten Heirat (1960 bis 1998), Quelle: Demographic Yearbook 2001

also aufgeschoben. So stellen auch Engstler und Menning (2003) fest, dass es nur noch wenige Paare gibt, die erst dann einen eigenen Haushalt gründen, wenn sie heiraten. Die weitaus meisten Paare durchlaufen eine Phase des nichtehelichen Zusammenlebens. Hier zeigen sich vielfältige Parallelen zu der norwegischen Situation. NELs können auch in Deutschland nicht mehr nur als eine kurze Vorphase zur Ehe begriffen werden, da sie häufig über Jahre dauern und zu einer eigenständigen Lebensphase geworden sind (Engstler 1998), die gerade in den in jungen Jahren das gesellschaftliche Bild dominiert. Ein ähnliches Ergebnis zeigt sich bei der Frage, wie häufig nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern in Westdeutschland auftreten. Es lässt sich feststellen, dass NELs hier vor allem eine Lebensform von Paaren ohne Kinder sind (Engstler 1998). Aufgrund der weiten Verbreitung von Kohabitationen unter jungen Erwachsenen, also in den frühen Lebensphasen, ist dieser Befund nicht erstaunlich, da gerade in diesen Altern noch weitestgehend von einer Familiengründung abgesehen wird.

Auch in Deutschland ersetzen nichteheliche Lebensgemeinschaften zum großen Teil die frühe Ehe. Dennoch bilden sie gerade in Westdeutschland nur einen geringen Teil der gesamtgesellschaftlichen Vielfalt an Lebensformen, auch gravierende Auswirkungen auf nichteheliche Geburten bleiben weitestgehend aus (Huinink 2002). Das heißt auch, dass es nur wenige Kohabitationen mit Kindern gibt. Dieses Familienmodell wird also in Hinblick auf die Sozialisation von Kindern nicht als adäquat zur Ehe angesehen. In Grafik 15 ist schlaglichtartig die Entwicklung von Lebensformen mit

Kindern für Westdeutschland in den letzten 35 Jahren dargestellt. Wie auch hier zu sehen ist, hat sich das Bild ein wenig verändert. Erschienen Kohabitationen mit Kindern in den siebziger Jahren noch gar nicht im gesellschaftlichen Bild, so machen sie doch mittlerweile 3,2 Prozent aller Lebensformen mit Kindern aus. Ihre Zahl hat sich seit 1972 etwa verzehnfacht (Engstler 1998).

In Ostdeutschland zeichnet sich ein anderes Bild, hier ist ein bemerkenswerter Anteil von nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu beobachten. Auch als familialer Lebensentwurf scheinen sie hier eine echte Alternative zum traditionellen Modell zu sein. 1998 machten NELs mit Kindern immerhin 3,2 Prozent aller Lebensformen aus, bei einem Anteil aller nichtehelichen Lebensgemeinschaften von ca. 6,5 Prozent (Huinink 2002).



Grafik 15: Westdeutschland – Lebensformen mit Kindern in Prozent, Quelle: Engstler (1998)

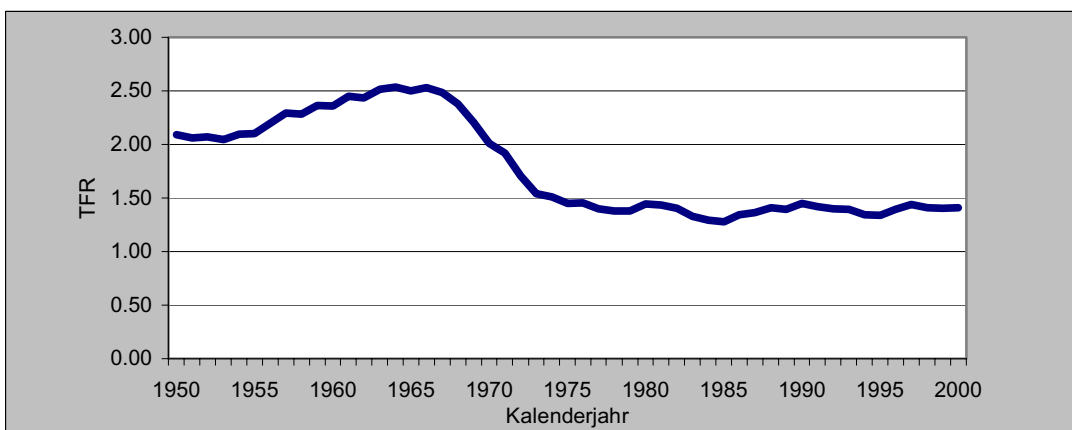
Entsprechend der eben skizzierten Entwicklungen hat der Anteil der Familienhaushalte, als Haushalte in denen Erwachsene mit ihren Kindern zusammenleben, in den letzten 30 bis 35 Jahren deutlich abgenommen und der Anteil von Ein-Personen-Haushalten ist gestiegen, gerade in Westdeutschland ist dieser Trend zu verzeichnen. Dies bezieht sich nicht nur auf alte Menschen, auch bei jüngeren Menschen hat diese Lebensform an Bedeutung gewonnen (Huinink 2002). Wie schon in Norwegen, ist das Alleinleben im Großteil der Fälle nicht mit dem „Single-Sein“ zu verwechseln, also das Leben ganz ohne Partnerschaft. Außerdem fallen in diese Kategorie auch andere Lebens- und Wohnformen die in bestimmten Lebensabschnitten eine große Rolle spielen, wie zum Beispiel Wohngemeinschaften. Allgemein lässt sich feststellen, dass kinderlose Haushaltsformen mittlerweile in Ost- als auch in Westdeutschland das gesellschaftliche Bild dominieren (Huinink 2002).

Abschließend kann also auch für Westdeutschland festgestellt werden, dass nichteheliche Lebensgemeinschaften zusehends an Bedeutung gewinnen und gewonnen ha-

ben, die Ehe aber weiterhin die am meisten verbreitete Form des partnerschaftlichen Zusammenlebens ist. Besonders deutlich wird dies bei einer Familiengründung. Das Vorhandensein von Kindern ist noch immer eines der wichtigsten Argumente für eine Heirat. Das zeigen ebenfalls die Unterschiede zwischen Westdeutschland und Norwegen in Hinblick auf nicht eheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern. In den alten Bundesländern ist diese Lebensform sogut wie nicht zu finden, in Norwegen gehört sie mittlerweile zum normalen gesellschaftlichen Bild.

4.2. Allgemeine Fertilitätsentwicklungen

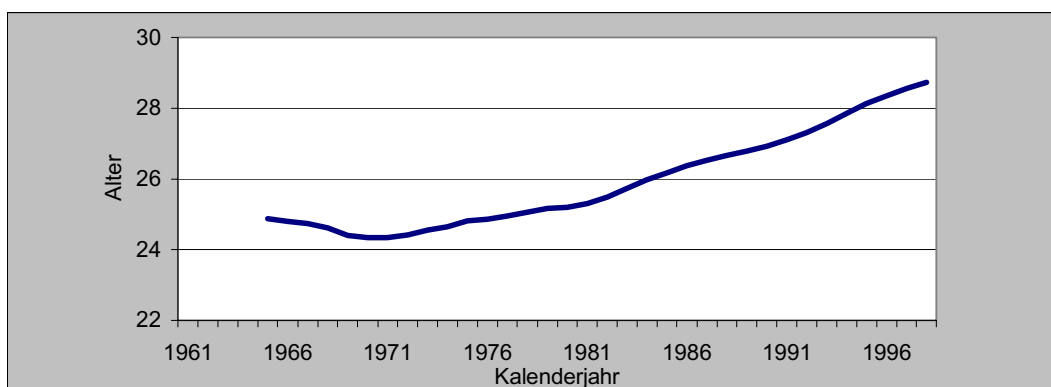
Die Geburtenentwicklungen in Deutschland unterscheiden sich deutlich von den schon skizzierten norwegischen Daten. Damit auch hier die späteren Ergebnisse in die allgemeinen Entwicklungen eingeordnet werden können, soll an dieser Stelle ebenfalls eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Fertilitätsentwicklungen erfolgen. Notwendiger Weise und der Vollständigkeit halber werden diese Entwicklungen für Ost- und Westdeutschland getrennt dargestellt, da es hier sehr große Differenzen gibt. Der Fokus liegt dabei allerdings weiterhin auf Westdeutschland.



Grafik 16: Westdeutschland - Total Fertility Rate (1950 bis 2000), Quelle: Statistisches Bundesamt (2001)

Wie in der obigen Grafik zu sehen, ist in den alten Bundesländern in der Mitte der 60er Jahre ein einsetzender Geburtenrückgang zu beobachten, von ca. 2,5 auf unter 1,5 Kinder pro Frau, innerhalb von zehn Jahren. Durch den vorherigen Geburtenboom in Westdeutschland wirkt er hier besonders drastisch. Wie schon eingangs erwähnt ließ sich dieser Trend in sehr vielen europäischen Staaten beobachten, so auch in Norwe-

gen. Nach diesem Rückgang schwankt die Total Fertility Rate auf einem sehr niedrigen Niveau, bleibt aber verhältnismäßig stabil. Die kleineren Schwankungen in den achtziger Jahren ausgenommen, die laut Engstler (2003) weitestgehend auf die starken Jahrgänge des Geburtenbooms zurückzuführen sind, welche in dieser Zeit das Familiengründungsalter erreichen. Im Vergleich zu Norwegen war und ist die TFR in Deutschland generell niedriger. Mittlerweile hat sie sich auf ca. 1,4 Kinder je Frau eingependelt. Dieser Wert liegt deutlich unter dem norwegischen Niveau von ca. 1,6. In Norwegen bekommen Mütter also deutlich mehr Kinder als in Westdeutschland, zumindest aus dieser periodenspezifischen Sicht.



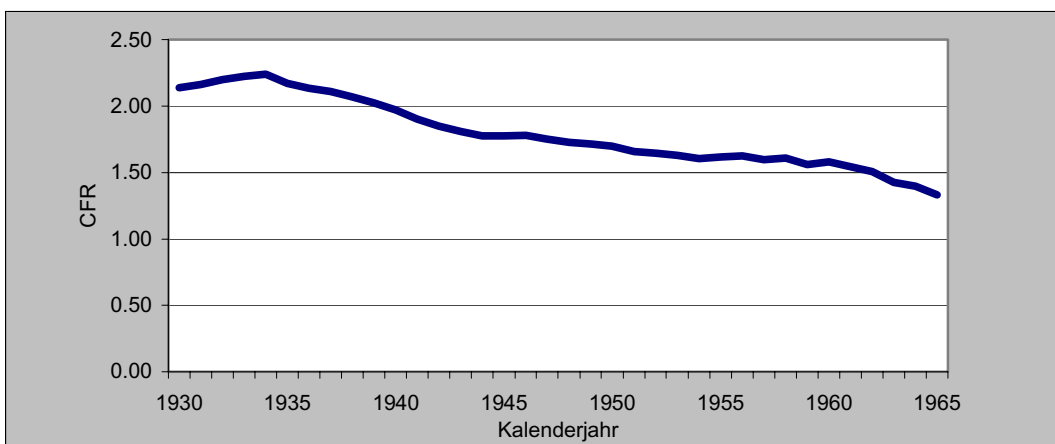
Grafik 17: Westdeutschland – Durchschnittliches Alter der Mutter bei der ersten Geburt (1961 bis 1998), Quelle: Statistisches Bundesamt 1998

Wie generell bei periodenspezifischen Daten regiert auch die TFR empfindlich auf Verschiebungsprozesse in Hinblick auf das Alter der Mütter bei der Geburt ihrer Kinder. Mit Hilfe des Alters der Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes lässt sich dieser Effekt für Deutschland zumindest überblickartig abschätzen.

Wie wir anhand von **Grafik 17** sehen, gibt es seit dem Beginn der 70er Jahre einen anhaltenden Trend. Frauen bekommen in immer höheren Altern ihr erstes Kind. Das Alter bei der ersten Geburt ist in den letzten dreißig Jahren um ca. fünf Jahre angestiegen. Diejenigen, die also eine Familie gründen, tun dies in einem immer höheren Alter. Auch das ist ein Verlauf den wir in fast der selben Form in Norwegen beobachtet haben. Hier setzte er allerdings vier bis fünf Jahre später ein und verlief steiler als in Westdeutschland. Umso erstaunlicher ist es, dass die norwegische TFR dennoch wesentlich höher ist als die deutsche. Schon an dieser Stelle deuten sich grundlegende Unterschiede in Hinblick auf die Rahmenbedingungen in diesen beiden Ländern an, auf welche die Differenzen im Geburtenverhalten zurückzuführen sind.

Mithilfe der Completed Fertility Rate (CFR) lassen sich die skizzierten Entwicklungen aus einer anderen Perspektive darstellen und die Frage nach der endgültigen Kin-

derzahl von Frauen in Deutschland lässt zumindestens grob beantworten. Wie wir in der nächsten Grafik sehen, zeigt sich der langfristige Geburtenrückgang auch in der seit langem sinkenden Kohortenfertilität. Natürlich nicht im selben Maße wie zuvor in der TFR, da Aufschiebeeffekte der Geburten in ein höheres Alter ausgeklammert werden. Dennoch liegt auch hier die endgültig realisierte Kinderzahl mit einem Durchschnittswert von 1,4 Kinder je Frau, deutlich unter dem Reproduktionsniveau und unter dem Niveau Norwegens. Das bedeutet, dass Kinder nicht nur immer später geboren werden, sondern die Geburten von Frauen auch tatsächlich ausblieben, also generell weniger Kinder geboren werden. Diese Entwicklung betrifft natürlich insbesondere Kinder höherer Parität. Zudem bleiben Frauen in immer größerer Anzahl kinderlos. (Huinink 2002, S.110f)

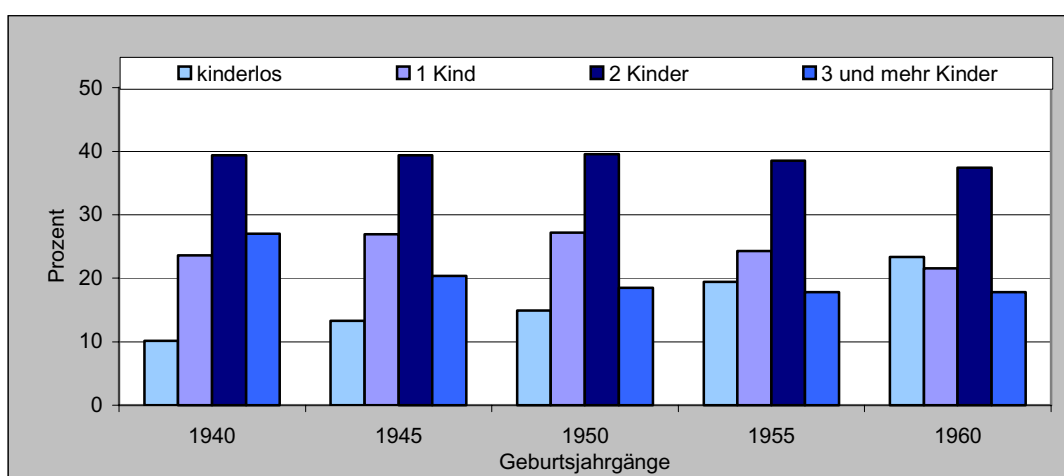


Grafik 18: Westdeutschland - Completed Fertility Rate (Kohorten 1930 bis 1965), Quelle: Statistisches Bundesamt und eigene Berechnungen

4.2.1. Paritätsspezifische Geburtenentwicklungen

Differenziert man die Geburten in Westdeutschland hinsichtlich ihrer Parität, so sind weitere interessante Unterschiede im Vergleich zu Norwegen zu beobachten. Vor allem die Entwicklungen von Geburten von dritten, vierten und fünften Kindern und Frauen, die kinderlos bleiben, sind besonders markant.

Grafik 19 zeigt die geschätzten endgültigen Kinderzahlen von Frauen verschiedener Geburtskohorten für Westdeutschland. Diejenigen, die Kinder bekommen, haben sich in leicht zunehmendem Maße für mehr als ein Kind entschieden. Während beispielsweise von den 1950 geborenen Frauen mit Kindern rund 32 Prozent nur ein Kind hatten, beschränkten sich von den 1960 geborenen Müttern nur 28 Prozent auf ein Kind. Bei den jüngeren Generationen mit abgeschlossener Fertilität ist also eine starke Aufteilung des generativen Verhaltens zu beobachten. (Engstler und Menning 2003, S.74) Dieser Trend wird auch als Polarisierung der Familienentwicklung bezeichnet (Huinink 1991, 2002).



Grafik 19: Westdeutschland - Geschätzte endgültige Kinderzahl in Prozent (Kohorten 1940 bis 1960), Quelle: Familie im Spiegel der amtlichen Statistik - Engstler und Menning (2003)

Noch deutlicher wird diese Entwicklung bei der Berücksichtigung des Bildungsniveaus. Es konnte gezeigt werden, dass Frauen der Geburtskohorten um 1950, wenn sie ein erstes Kind geboren hatten, mit zunehmendem Bildungsniveau auch eher ein zweites Kind bekommen oder aber kinderlos bleiben. Umgekehrt geht ein mittleres Bildungsniveau mit einer größeren Wahrscheinlichkeit zur Ein-Kind-Familie einher. Dieser Effekt ist vor allem in Westdeutschland zu beobachten. (Huinink 1991, S.308f) Wie sich in der obigen Grafik ebenfalls zeigt, ist der Anteil der kinderlosen Frauen über die verschiedenen Geburtskohorten beständig gestiegen, ebenfalls eine Bestätigung der Polarisierungsthese, nach der sich gerade in Westdeutschland entweder für oder gegen eine Familiengründung entschieden wird. Familiengründung bedeutet danach immer mehr die Entscheidung für zwei Kinder, nach dem Motto „wenn schon Familie, dann richtig“. (Huinink 1988, 1990, 1991, 2002) Auffällig ist dabei im Westdeutschland der hohe Kinderlosenanteil bei Frauen mit Fachhochschul- und

Hochschulabschluss. Hier leben zwischen 41 und 44 Prozent der 35- bis 39-jährigen Akademikerinnen ohne Kinder im Haushalt (Engstler und Menning 2003).

Die Polarisierung in Hinblick auf Zwei-Kinder-Familien und auf kinderlose Frauen, verbunden mit dem Rückgang der Geburtenziffern, geht natürlich auf Kosten von Geburten höherer Parität. Wie anhand der Grafik zu beobachten ist, ist der Prozentsatz der Frauen die mehr als zwei Kinder haben kontinuierlich zurückgegangen. In der Geburtskohorte von 1940 hatten noch 27 Prozent der Frauen mindestens 3 Kinder, in der Kohorte von 1960 sind nur rund 18 Prozent der Frauen. Auch diese Entwicklung steht im Gegensatz zu der Situation in Norwegen.

Gerade für Geburten von mehr als zwei Kindern ist das Timing dieser Geburten von entscheidender Bedeutung. Also die zeitliche Verortung des generativen Verhaltens im Lebensverlauf, relativ zur Dauer der Partnerschaft und relativ zum Alter der vorher geborenen Kinder (Huinink 1995). Hier zeichnen sich in Westdeutschland ähnliche Entwicklungen wie in Norwegen ab. Durch die Verlagerung der Familiengründung (erste Geburten) in immer höhere Alter, werden auch weitere Kinder immer später geboren. Dies wirkt sich, wie schon erwähnt, negativ auf die endgültige Kinderzahl aus, aber auch auf den Altersabstand der Kinder. Bis zum Anfang der 80er Jahre stieg der zeitliche Abstand sowohl zwischen dem ersten und dem zweiten (durchschnittlich 3,9 Jahre), als auch zwischen dem zweiten und dem dritten Kind (durchschnittlich 4,6 Jahre). Nach diesem Zeitpunkt ist bis heute ein kontinuierlicher Rückgang zu beobachten auf 3,4 bzw. auf 4,2 Jahre (Statistisches Bundesamt 2001). Das bedeutet, dass zwar weniger Frauen zwei bzw. mehr als zwei Kinder bekommen. Wenn sie sich jedoch für eine Familienerweiterung entscheiden, so folgen die Geburten schneller aufeinander.

4.3. Rahmenbedingungen – die soziale und ökonomische Situation westdeutscher Frauen

Auch in Deutschland stehen hinter den Veränderungen der Lebensformen und des generativen Verhaltens bestimmte gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, aber vor allem eine Veränderung der Position der Frauen. Verbesserte Bildungs- und Ausbildungschancen, eine erhöhte Beteiligung auf dem Arbeitsmarkt und nicht zuletzt bestimmte familienpolitische Maßnahmen kennzeichnen diesen Prozess. Diese Entwicklungen stellen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dar, vor deren Hintergrund

generative Entscheidungen getroffen werden. In den nachfolgenden Kapitel sollen die wichtigsten Veränderung und grundlegende Charakteristika der Rahmenbedingungen in Westdeutschland erläutert werden

4.3.1. Ausbildung und Bildung

Um die Frage nach den Veränderungen der Bildungsbeteiligung und des Bildungsniveaus von Frauen beantworten zu können, sollen im Folgenden die wesentlichen Merkmale der Bildungsexpansion in Westdeutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert dargestellt werden.

Zunächst die wichtigsten Entwicklungen aus der Längsschnittperspektive. In den letzten Jahrzehnten ist ein deutlicher Anstieg des Qualifikationsniveaus von Frauen zu beobachten und junge Frauen verbleiben zunehmend länger im Bildungssystem (Huinink und Blossfeld 1989, Blossfeld 1988). In diesem Kontext haben sich auch immer mehr geschlechtsspezifische Benachteiligungen und Barrieren abgebaut (Hille 1993). In der schulischen Ausbildung haben sich seit den sechziger Jahren die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen immer mehr verringert. Waren in den frühen sechziger Jahren Mädchen noch unterrepräsentiert in Gymnasien, so hat sich das Verhältnis mittlerweile ausgeglichen. Die Quote von weiblichen Abiturientinnen hat sich der der männlichen Abiturienten angeglichen (Hille 1993, S.219). An den Hochschulen Westdeutschlands haben sich die Anzahl der männlichen und weiblichen Studenten zwar angenähert, aber noch nicht einen Gleichstand erreicht. Der Anteil von weiblichen Studienanfängern ist stark angestiegen und lag 1990 bei von 39 Prozent im Gegensatz zu ca. 30 Prozent 1965 (Hille 1993, S.221). Diese Quote variiert allerdings zwischen den verschiedenen Hochschularten, wie Tabelle 2 zeigt. Dabei ist auffällig, dass der Anteil von weiblichen Studenten an Universitäten und Kunsthochschulen höher ist.

Betrachtet man die Entwicklung innerhalb verschiedener Geburtskohorten, bestätigen sich die oben dargestellten Beobachtungen vehement. Blossfeld (1991) analysierte dazu Daten aus der Studie „Qualifikation und Berufsverlauf“ des Bundesinstitutes für Berufsbildung (BIBB). Er konzentriert sich dabei auf die Veränderungen der Schulabschlüsse von Frauen. Der Prozentsatz der Hauptschulabsolventinnen ohne Berufsausbildung ist demnach von 42,7 Prozent (Geburtskohorte 1919 bis 1921) auf 8 Prozent (in der Geburtskohorte 1954 bis 1956) gefallen. Dementsprechend ist auch

die Anzahl der Abiturientinnen stark gestiegen. (Blossfeld 1991, S.7f). Diese Höherqualifikation über die Kohorten führte zu Umschichtungsprozessen auf dem Sektor der weiterführenden Qualifikationen. Viele Frauen erlangen mittlerweile einen Hochschulabschluss und die Bildungsausstattung von Männern und Frauen hat sich immer mehr angeglichen. Die steigende Bildungsbeteiligung und die höheren Qualifikationsniveaus von Frauen erfordern allerdings auch längere Ausbildungszeiten, d.h. eine längere Verweildauer im Bildungssystem. Damit verschiebt sich nicht nur der Berufseintritt, sondern vielfach auch die Familiengründung (Klein 1989, 1994; Huinink 1989; Blossfeld 1991; Grundmann 1994). Diesem Effekt wird in den noch folgenden Analysen zur Geburt von dritten Kindern eine besonders wichtige Bedeutung zukommen.

Hochschulart	1965	1975	1985	1990
Insgesamt	29,6	36,6	39,7	39,3
Davon an ...				
Universitäten	39,8	41,0	43,3	42,5
Kunsthochschulen	40,0	44,0	49,8	50,6
Fachhochschulen	0,9	24,0	31,2	30,8

Tabelle 2: Anteil der weiblichen Studienanfänger nach Hochschulart in Prozent, Quelle: Tabelle übernommen aus Hille (1993, S.221)

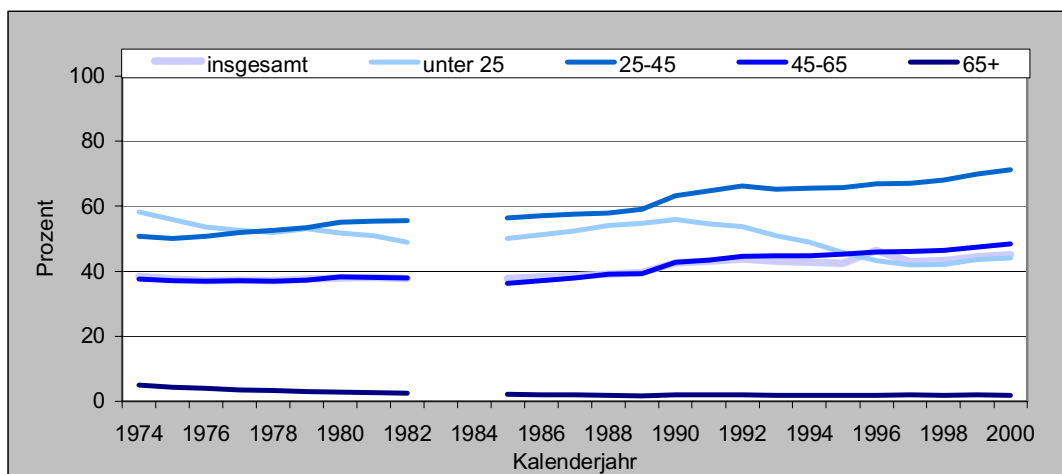
4.3.2. Partizipation am Arbeitsmarkt

Eng mit der Entwicklung auf dem Bildungssektor sind die Veränderungen der Situation auf dem Arbeitsmarkt verknüpft. Sie sind ebenfalls von entscheidender Bedeutung in Hinblick auf die familiären und generativen Entscheidungen von Frauen. Generell ist eine deutliche Zunahme der erwerbstätigen Frauen in Westdeutschland zu verzeichnen. Zudem stieg der Anteil erwerbstätiger Mütter kontinuierlich an, vor allem bei Frauen, deren Kinder das Schulalter erreicht haben. Die Zeit der Nicht-Erwerbstätigkeit beschränkt sich dementsprechend immer mehr auf die Familienphase, in der die Kinder noch nicht zur Schule gehen können (Engstler und Menning 2003, S.105). Nun zu den Entwicklungen im Einzelnen.

Grafik 20 zeigt die den Anteil erwerbstätiger Frauen in bestimmten Altersgruppen in seiner zeitlichen Entwicklung. In den Altersgruppen von 25 bis 65 Jahren ist ein stetiger Anstieg der Erwerbsbeteiligung zu beobachten. In der Gruppe der 25- bis

45jährigen stieg der Anteil von arbeitenden Frauen beispielsweise von ca. 50 auf 70 Prozent. Mittlerweile sind in dieser Altersgruppe also weit über zwei Drittel der Frauen im Arbeitsmarkt integriert. Die nur moderaten Veränderungen bzw. das Absinken der Erwerbsbeteiligung in der Gruppe der unter 25jährigen Frauen, ist vor allem mit dem Anstieg der Bildungsbeteiligung und den damit einhergehenden, längeren Ausbildungszeiten zu erklären (siehe dazu Lauterbach 1991, und eigene Argumentationen im vorhergehenden Abschnitt). Huinink (1989, S.146) schreibt dazu: Das wesentliche Charakteristikum des Wandels der Frauenerwerbstätigkeit ist nicht die Zunahme der Erwerbsquoten insgesamt, sondern eine Umschichtung in der Qualifikationsstruktur bei den Frauen. Gerade im dritten Lebensjahrzehnt ist die Gruppe der in gering qualifizierten Tätigkeiten arbeitenden Frauen zum großen Teil durch die stark anwachsende Gruppe der (besser) ausgebildeten Frauen ersetzt worden.

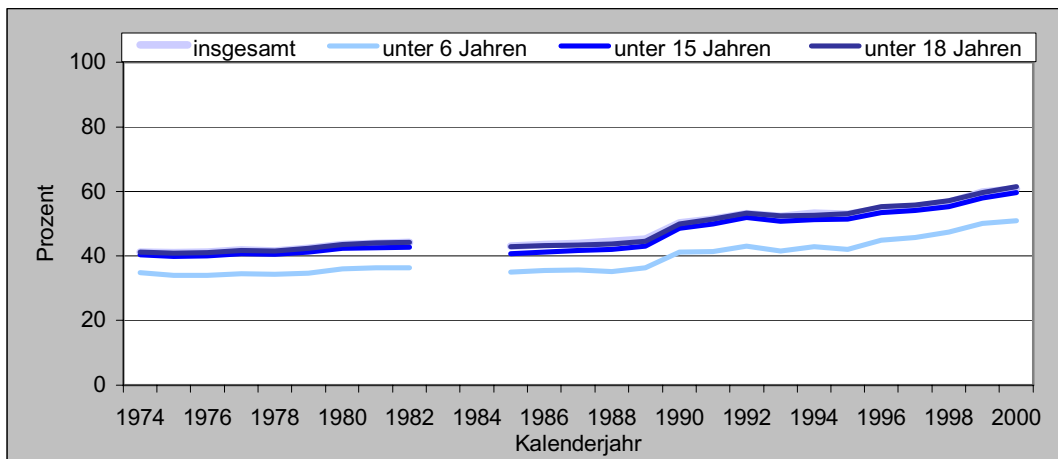
Insgesamt zeigt der Trend also deutlich in eine positive Richtung. Im Vergleich mit Norwegen allerdings, liegen alle Altersgruppen deutlich unter dem Niveau. Betrachtet man die Erwerbsbeteiligung der Frauen insgesamt für Westdeutschland und Norwegen, so ergibt im Jahr 2000 eine Differenz von über 35 Prozent. Die Integration von norwegischen Frauen in den Erwerbsprozess ist also wesentlich weiter fortgeschritten, als dies in Westdeutschland der Fall ist.



Grafik 20: Westdeutschland - Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen unterschiedlicher Altersgruppen⁴ (1974 bis 2000), Quelle: Statistisches Bundesamt (2001): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit - Haushalte und Familien 2000: Reihe 3

⁴ In den Jahren 1983 und 1984 wurde der den Daten zugrunde liegende deutsche Microzensus nicht erhoben

Werfen wir nun ein Blick auf die Entwicklung der Erwerbsbeteiligung westdeutscher Mütter in Abhängigkeit vom Alter der im Haushalt lebenden Kinder. Hier zeigen sich große Parallelen zu den allgemeinen Entwicklungen.



Grafik 21: Erwerbstätigenquoten von Müttern nach dem Alter ihrer im Haushalt lebenden Kinder⁵ (1974 bis 2000), Quelle: Statistisches Bundesamt (2001): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit – Haushalte und Familien 2000: Reihe 3*

In Grafik 21 zeigt sich ein deutlicher Anstieg der Erwerbstätigkeit der westdeutschen Mütter. Er verläuft in ähnlicher Form wie bei allen westdeutschen Frauen und beschränkt sich dabei nicht nur auf bestimmte Altersgruppen von Kindern, sondern erfasst alle Alter gleichermaßen. Der Abstand zwischen den Kurven bleibt also konstant.

Wie zu erkennen ist, hat sich das Ausmaß des beruflichen Engagements von Müttern von kleinen Kindern seit den siebziger Jahren stark verändert. Allgemein ist ein erheblicher Rückgang von Nichterwerbspersonen zu verzeichnen, der gerade bei Frauen mit höheren Ausbildungsniveaus über dem Durchschnitt liegt (Huinink 2002). Die Erwerbsbeteiligung von westdeutschen Müttern hat unabhängig vom Alter der im Haushalt lebenden Kinder bis zum Jahr 2000 um ca. 20% zugenommen, hat aber dennoch weiterhin ein relativ niedriges Niveau, beispielsweise im Vergleich zu Norwegen und anderen hochentwickelten westlichen Ländern (Maier 1993). Gerade für Mütter von Kindern im Alter unter sechs Jahren gilt, dass nur knapp die Hälfte im Arbeitsmarkt integriert sind. Dabei ist anzunehmen, dass bei Müttern von Kleinkin-

⁵ In den Jahren 1983 und 1984 wurde der den Daten zugrunde liegende deutsche Microzensus nicht erhoben

dern (Alter 0 bis 2 Jahre) dieser Anteil noch weitaus geringer ist (Huinink 1989). Sie können aber in Grafik 21 nicht einzeln identifiziert werden.

Im Vergleich zu Norwegen haben wir es also mit sehr niedrigen Quoten zu tun. Beispielsweise waren im Jahr 2000 ca. 80 Prozent der norwegischen Mütter von Kindern im Alter von 0 bis 6 Jahren erwerbstätig. Für norwegische Mütter scheint also die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wesentlich besser lösbar zu sein, als für westdeutsche Mütter. Warum das so ist, wird in den nachfolgenden Darlegungen zu familienpolitischen Maßnahmen und familialen Unterstützungsleistungen in Westdeutschland thematisiert werden.

4.3.3. Familienpolitische Maßnahmen und Transferleistungen

Folgt man der Argumentation von Esping-Anderson (1990), so ordnet sich Westdeutschland in die Gruppe der korporatistischen/konservativen Wohlfahrtsstaaten ein. In dieser Art von Wohlfahrtsstaaten wird vor allem ein bestimmtes Familienmodell unterstützt („male-bread-winner“-Modell), in welchem eine klare traditionelle Rollenenteilung zwischen Mann und Frau besteht.

Bei der Typologisierung der familienpolitischen Maßnahmen und Unterstützungsleistungen in Westdeutschland, werde ich dem Schema von Neyer (2003) folgen. Sie unterteilt diese in die folgenden Gebiete: (a) Regelungen zum Mutterschutz, (b) Elternschaftsurlaub, (c) Kinderbetreuung und (d) Kindergeldleistungen.

(a) *Regelungen zum Mutterschutz*: Der Mutterschutz umfaßt in Deutschland eine zeitliche Dauer von mindestens 14 Wochen. Dabei entfallen sechs Wochen auf den Zeitraum vor der Geburt und acht Wochen auf die Zeit nach der Geburt des Kindes. Diese Dauer ist verbindlich und muss von der Mutter in Anspruch genommen werden, ausgenommen davon sind Hausfrauen und Selbständige. Während dieser Zeit wird das Gehalt in voller Höhe weiter gezahlt, wenn die Mutter vorher erwerbstätig war. Universelle Transferzahlungen werden nur im Rahmen des Erziehungsgeldes gewährt. (Neyer 2003, S.14ff)

(b) *Elternschaftsurlaub*: In Deutschland können bis zu drei Jahren Elternschaftsurlaub (die sogenannte „Elternzeit“) in Anspruch genommen werden. Dies gilt für beide Elternteile. Sie können die Zeit sowohl gemeinsam nutzen, als auch untereinander aufteilen. Während dieses Zeitraums besteht Kündigungsschutz für Vater und Mutter. Bis zu zwei Jahre der Elternzeit können dabei mit bis zu 460 Euro im Monat unter-

stützt werden. Der Anspruch auf das Erziehungsgeld geht allerdings 24 Monate nach der Geburt des Kindes verloren. Er gilt also weder über die gesamte Zeit, noch lässt er flexible Lösungen zu. (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2002)

Gleiches gilt generell für den Erziehungsurlaub. Er verfällt drei Jahre nach der Geburt des Kindes und kann nicht zu späteren Zeitpunkten oder mit Unterbrechungen genommen werden. Jedoch können Teilarbeitszeitregelungen getroffen werden. (Neyer 2003, S.15ff)

(c) öffentliche Kinderbetreuung: Wie in den meisten europäischen Ländern, gibt es auch in Deutschland einen garantierten Anspruch auf Kinderbetreuung. Er beschränkt sich allerdings auf das Alter von drei bis sechs Jahren und beinhaltet nicht zwingend eine Ganztagesbetreuung (Neyer 2003).

Das Netz von öffentlichen und privaten Kinderbetreuungseinrichtungen ist jedoch gerade in Westdeutschland nur wenig ausgebaut. Das gilt insbesondere für Kinder im Alter bis unter drei Jahren. In diesem Alter befanden sich 1993/94 lediglich zwei Prozent der Kinder in einer öffentlichen Betreuung (Neyer 2003). Es wird deutlich, dass für Kleinkinder die Familie oder Mutter für die Betreuung zu sorgen hat, im Rahmen des Elternschaftsurlaubes. Im Vorschulalter von drei bis sechs Jahren stellt sich ein anderes Bild dar. Die Versorgung mit Betreuungsplätzen erreicht hier ein Niveau von ca. 85 Prozent (Neyer 2003). Im Gegensatz zu Norwegen oder Ostdeutschland handelt es sich hier aber vor allem um Plätze mit einer Teilzeitbetreuungsmöglichkeit. Nur ca. acht Prozent der Kinder werden den ganzen Tag außerhalb des Haushaltes betreut. Ein weiterer Unterschied zu Norwegen ist, dass in Westdeutschland vor allem gemeinnützige Vereine einen Großteil der Kindergartenplätze stellen (Neyer 2003, S.24). Eine finanzielle Unterstützung für Mütter, welche ihre Kinder in außerhäuslichen Einrichtungen betreuen lassen, gibt es von staatlicher Seite nicht bzw. nur für spezielle Gruppen, vor allem junge Mütter, die sich in der Ausbildung befinden.

Die Betreuungsmöglichkeiten für Kinder im Schulalter sind ähnlich rudimentär, wie die für Kleinkinder. In den Jahren 1993/94 stand beispielsweise lediglich für fünf Prozent der Kinder ein Hortplatz zur Verfügung (Neyer 2003). Auch hier ist der Unterschied zu Norwegen immens.

Wie sich zeigt, wird für Frauen in Westdeutschland die Entscheidung zwischen Beruf und Familie vielmehr problematisch, als das in Norwegen der Fall ist. Gerade für Mütter von Kleinkindern gibt es so gut wie keine Möglichkeit, ihre Kinder außerhalb

der Familie betreuen zu lassen. Auch wenn die Kinder ein höheres Alter erreichen, wird eine Betreuung in der Familie durch fehlende Ganztagsbetreuung eher gefördert.

(d) Kindergeld: Kindergeldzahlungen werden in Deutschland universell gewährt, das heißt unabhängig von Einkommen und haben mittlerweile eine Höhe von 157 Euro. Diese Summe wird gleichermaßen für jedes Kind monatlich zur Verfügung gestellt. Ab der dritten Geburt erhöht sich die Zahlung auf 179 Euro für jedes weitere Kind. Es steht Vätern und Müttern mit Kindern bis zum Alter von 18 Jahren zur Verfügung. Befinden sich die Kinder in einer Ausbildung, können die Zahlungen bis zum Abschluss des 27. Lebensjahres verlängert werden. (Bundesamt für Finanzen, Steuern und zentrale Dienste 2003)

Die Kindergeldzahlung in Deutschland haben ein recht hohes Niveau in Vergleich zu anderen europäischen Ländern. Es erhöht allerdings den finanziellen Spielraum für Familien nur sehr begrenzt, das gilt für sozial schwache Familien, als auch für besser Verdienende. So kann es zum Beispiel nicht die Kosten der Kinderbetreuung decken, die in Deutschland anders als in Norwegen nicht von öffentlicher Hand getragen werden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf verbessert sich dadurch für Frauen und Mütter also nicht bzw. nur sehr geringfügig.

5. Die Geburt eines dritten Kindes – Empirische Analysen

5.1. Überblick über den momentanen Stand der Forschung

Die Frage nach den Faktoren, welche die Wahrscheinlichkeit für eine dritte Geburt bei norwegischen und deutschen Frauen erhöhen, ist das Hauptthema dieser Arbeit. Die vorhergehenden deskriptiven Darstellungen und theoretischen Diskussionen sollten zur Einordnung dieser Frage in die allgemeine Fertilitätsforschung und in verschiedene Theoriemodelle dienen. In diesem Abschnitt sollen überblicksartig bereits durchgeführte, empirische Studien zu diesem Thema vorgestellt werden. Vor dem Hintergrund dieser Forschungsergebnisse sollen später die Variablen und Hypothesen meiner empirischen Untersuchungen entwickelt werden.

Die Geburt von dritten Kindern ist ein bisher wenig rezipiertes Thema in der Familienforschung. Eine Ausnahme bilden allenfalls skandinavische und amerikanische Studien (z.B. Hoem und Hoem, 1989; Kravdal, 1990; Murphy, 1989; Westoff, Potter und Sagi, 1963). Die meisten Arbeiten konzentrieren sich auf die Familiengründungsphase, d.h. die Geburt eines ersten Kindes bzw. auf die erste Familienerweiterung, d.h. die zweite Geburt. Dies mag vor allem daran liegen, dass in den westlichen Industrienationen und Wohlfahrtsstaaten nur noch selten mehr als zwei Kinder pro Familie geboren werden, wie schon in den vorherigen Kapiteln gezeigt wurde. Die Polarisierungsthese⁶ oder die These einer „Zwei-Kinder-Norm“ zum Beispiel in Deutschland tragen diesem Trend Rechnung.

Dritte Geburten von Frauen oder Drei-Kind-Familien in Norwegen und in Deutschland stellen zunehmend eine Besonderheit dar. Diese Abweichung von der Norm macht eine Erforschung der Bestimmungsfaktoren besonders interessant.

5.1.1. Oystein Kravdal (1990, 2001, 2002) – Third births in Norway

Kravdal (1990) stellt in seinem Artikel „Who has the third child in contemporary Norway“ die norwegische Situation hinsichtlich dritter Geburten dar. Er benutzt dabei Daten aus dem „Central Population Register of Norway“ und einer Zensus-

⁶ Siehe dazu Huinink (2002): Demnach entscheiden sich immer mehr Frauen gerade in Westdeutschland für oder gegen Familie, dies gilt insbesondere für hochgebildete Frauen. Das bedeutet in diesem Fall für keine oder zwei Kinder, da ein Kind als nicht ausreichend empfunden wird. Einfach formuliert „Wenn schon Familie, dann richtig.“

Befragung. Die Motivation für seine Studie sieht er in der Bedeutung dritter Kinder für die Kohortenfertilität Norwegens. Bei zunehmender Kinderlosigkeit und größeren Anteilen von Frauen mit nur einem Kind, sind es Geburten dritter und höherer Parität, welche die Completed Fertility Rate (CFR) über das Bestandserhaltungsniveau von 2,1 Kindern je Frau heben können. Grundsätzlich diagnostiziert Kravdal ein Sinken der Dritt-Geburtswahrscheinlichkeit in den 60er und 70er Jahren in ganz Norwegen. In diesem Artikel geht er der Frage nach, ob der Rückgang unabhängig von Bildungsniveau, Scheidungen und dem Wohnort ist. Kravdal arbeitet die wichtigsten Bestimmungsfaktoren dritter Geburten in Norwegen in seinem Artikel heraus.

Demographische Determinanten (Kravdal 1990): Kravdal schreibt, dass das Geschlecht des ersten und des zweiten Kindes entscheidenden Einfluss auf die Geburt eines dritten Kindes hat. Die Wahrscheinlichkeit ist höher, wenn die ersten beiden Kinder einer Frau das gleiche Geschlecht haben. Werden zwei Mädchen geboren, so ist die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt am höchsten.

Auch der Wohnort spielt eine Rolle. Nach Kravdal sind in den ländlichen Regionen Norwegens generell mehr dritte Geburten zu beobachten, als in den Städten des Landes.

Alters- und Timingeffekte (Kravdal 1990): Kravdal konzentriert sich hier auf den Abstand zwischen dem ersten und zweiten Kind, das Alter der Frau bei der ersten Geburt und das Alter des zweiten Kindes. Zwei dieser Variablen haben einen klaren negativen Effekt auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines dritten Kindes in Norwegen. Das heißt, je älter die Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes war, desto eher bleibt die dritte Geburt aus. Kravdal führt dies unter anderem auf die steigenden Opportunitätskosten im höheren Altern zurück, die zum Beispiel durch eine schwierigere Arbeitsmarktintegration entstehen. Den negativen Effekt des Altersabstandes zwischen erster und zweiter Geburt, je kürzer der Abstand, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit für eine dritte Geburt, interpretiert Kravdal als Zeichen von gezielter Familienplanung bei norwegischen Frauen. Wenn Frauen schon bei der Familiengründung drei Kinder (oder mehr) wollen, dann verkürzen sie die Abstände zwischen den Geburten. Das Alter des zweiten Kindes bei der dritten Geburt differenziert Kravdal in zwei Gruppen, bis fünf Jahre und bis 10 Jahre. Generell ist die Wahrscheinlichkeit nach fünf Jahren höher als davor. Der Abstand zwischen dem zweiten und dem dritten Kind ist also eher größer.

Bildungseffekte (Kravdal 1990, 1994, 2001, 2002): Der Nettoeffekt des Bildungsniveaus hat nach Kravdal eine U-Form. Das heißt, Frauen mit niedrigerem Bildungsniveau und Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen haben eine größere Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen. Der Autor führt den größten Teil dieses Effektes auf Selektionsprozesse zurück. So haben hochgebildete Frauen seltener zwei Kinder. Diejenigen die allerdings schon zwei Kinder haben, bekommen zu einem höheren Anteil noch ein drittes Kind. Kravdal führt dies auf eine stärkere Familienorientierung in dieser Gruppe von Frauen zurück. Weitere Erklärungsansätze sind das höhere Einkommen von hochgebildeten Frauen. Für sie ist die Kinderbetreuung also relativ billiger. Außerdem wird der leichtere Zugang zu flexiblen Arbeitszeitregelungen angeführt.

Der Nettoeffekt wird auch stark vom Bildungsniveau des Partners beeinflusst. Er nimmt ab, wenn die Bildung des Partners kontrolliert wird.

Weibliche Erwerbsarbeit (Kravdal 1990, 1994): Hier lassen sich nur geringe und verschieden gerichtete Effekte ausmachen. Bei Vollzeitbeschäftigung zeigt sich ein schwach negativer Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit von dritten Geburten, lediglich bei jungen Frauen mit längerer Ausbildungsphase wird der Effekt stärker. Teilzeitbeschäftigung hingegen beeinflusst die Wahrscheinlichkeit nicht. Der Interpretationsansatz den Kravdal zur Erklärung anführt, bezieht sich vor allem auf bessere Vereinbarkeitslösungen in Norwegen, welche ökonomische, soziale und emotionale Kosten von Erwerbsarbeit bei gleichzeitiger Kinderbetreuung reduzieren. Sowohl die Höhe des Einkommen der Frau/Mutter, als das des Partners haben keinen Einfluss auf die Geburt eines dritten Kindes. Kravdal begründet dies damit, dass das relative Einkommen wesentlich wichtiger ist. Bei der Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind beurteilen Eltern die „Kosten“ des Kindes vor allem vor dem Hintergrund des relativen (potentiellen Einkommens).

5.1.2. Britta und Jan Hoem (1989) - The impact of the women's employment on second and third births in modern Sweden

Mithilfe von Daten des schwedischen Fertility Surveys von 1981 analysieren Hoem und Hoem (1989) in ihrem Artikel Geburtswahrscheinlichkeiten von zweiten und dritten Kindern. Dies geschieht unter der Verwendung von Hazard-Modellen. Die von ihnen untersuchten Determinanten beziehen sich vor allem auf die Erwerbstätigkeit

von Müttern, aber auch das Bildungsniveau und demographische Faktoren, werden in die Analyse mit einbezogen.

Weibliche Erwerbstätigkeit (Hoem und Hoem 1989, S.54ff): Hoem und Hoem versuchen mithilfe dieser Dimension drei unterschiedliche Sachverhalte zu operationalisieren: Erstens, die Rollenorientierung der Mutter (familien- oder joborientiert). Zweitens, als Ausdruck des Familienplanungsprozesses, mit Statuswechseln als Zeichen von Umorientierung. Drittens, auf Basis der Humankapital-These die besagt, dass eine Frau ihr Humankapital bei der Entscheidung für ein drittes Kind verringert und somit wird diese Entscheidung unwahrscheinlicher. Dabei werden die absolute Zeit auf dem Arbeitsmarkt und der prozentuale Anteil als Hausarbeitszeit als Messinstrumente verwendet. Die Differenz zwischen Müttern mit Teilzeitbeschäftigung und Müttern die Vollzeit erwerbstätig sind, ist nicht groß. Es gibt allerdings einen starken, negativen Effekt des Zeitanteils der ausschließlich mit Hausarbeit verbracht wird. Die höchste Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu gebären, haben Frauen, die im Zeitraum ab der ersten Geburt hauptsächlich berufstätig waren. Die Humakapitalhypothese wird demnach nicht unterstützt.

Bildungseffekte (Hoem und Hoem 1989, S.58f): Die Autoren finden den gleichen Bildungseffekt für Schweden, wie Kravdal (1990) in Norwegen. Frauen mit höchsten Bildungsabschlüssen haben die höchste Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen. Die Autoren erklären diesen Effekt vor allem durch andere Kovariate. So hat das Ausbildungsniveau direkten Einfluss auf die spätere Arbeitsmarktbeteiligung. Frauen mit höheren Ausbildungsabschlüssen arbeiten generell mehr, als andere Frauen. Des weiteren wird ein großer Teil des Effektes über die positive Korrelation zwischen dem Alter bei der ersten Geburt und dem erreichten Bildungsabschluss vermittelt.

Demographische Determinanten (Hoem und Hoem 1989, S.59): Wie schon erwähnt hat das Alter der Mutter bei der ersten Geburt einen großen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit dritter Geburten. Eine weitere wichtige Einflussgröße ist der Geburtenabstand zwischen dem ersten und zweiten Kind, je kleiner dieser ist, desto wahrscheinlicher ist eine dritte Geburt.

5.1.3. Diana Berinde (1999) - Pathways to a third child in Sweden

Berinde zeigt verschiedene Wege zum dritten Kind in Schweden auf und konzentriert sich in ihrer Forschungsarbeit auf zwei Fragen (Berinde 1999, S.350): 1. Welchen

Einfluss hat Erwerbstätigkeit auf das Geburtsverhalten von Zwei-Kind-Müttern? 2. Gibt es Unterschiede bei der Geburt von dritten Kindern zwischen verheirateten und nicht verheirateten Paaren? Die Untersuchungen wurden mithilfe von Daten des schwedischen „Family and Working Life Survey“ von 1992 durchgeführt.

Die von Berinde (1999) verwendeten Variablen reduzieren sich aufgrund ihrer Forschungsfrage auf Zeit und Periodenvariablen, Ausbildungsvariablen und Variablen die über den beruflichen Status der Befragten Aufschluss geben.

Sozialer Hintergrund (Berinde 1999, S.370): Die Autorin untersuchte hier die Anzahl der Geschwister der Befragten. Es zeigte sich ein klar positiver Effekt. Je höher die Anzahl der Geschwister der Frau, desto höher war auch die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines dritten Kindes. Dies kann als Adaption der selber erlebten Familiensituation gesehen werden. Außerdem spielt das Arbeitsmilieu des Vaters eine Rolle. Hier zeigten sich positive Effekte bei Hausmännern, Selbstständigen und Bauern.

Timing- und Alterseffekte (Berinde 1999, S.367ff): Auch Berinde untersucht den zeitlichen Abstand zwischen dem ersten und dem zweiten Kind. Die höchste Wahrscheinlichkeit für eine dritte Geburt haben Mütter, die ihr zweites Kind in den ersten 1 ½ Jahren nach der Geburt des ersten Kindes bekommen haben. Bei einem Abstand größer als 2 ½ Jahre nimmt die Wahrscheinlichkeit stark ab. Ein weiterer Faktor ist das Alter bei der zweiten Geburt. Es hat einen klaren negativen Effekt auf die Geburt eines dritten Kindes.

Familienstand (Berinde 1999, S.367ff): Sowohl den Familienstand bei erster und zweiter Geburt, als auch den Familienstand in zeitlicher Relation zur ersten und zweiten Geburt untersucht die Autorin. Zusammenfassend lässt sich sagen, wenn Mütter nach der ersten oder nach der zweiten Geburt heiraten, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt.

Bildungseffekte (Berinde 1999, S.369ff): Nach Berinde gibt es einen starken Bildungseffekt auf die Wahrscheinlichkeit dritter Geburten in Schweden. Frauen mit Universitätsabschluss haben eine doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen, als Frauen mit Abitur. Frauen mit niedriger Ausbildung liegen dabei zwischen diesen beiden Gruppen.

Beschäftigungsstatus (Berinde 1999, S.369ff): Die Autorin differenziert den momentanen beruflichen Status in nur zwei Kategorien: 1. erwerbstätig (Voll- und alle Arten von Teilzeit) und 2. Hausfrau. Hausfrauen bekommen nach dieser Modellierung wesentlich öfter ein drittes Kind als andere Frauen.

Mithilfe der hier aufgeführten Faktoren, identifiziert Berinde (1999, S.373ff) drei verschiedene „Pfade“ zum dritten Kind. Der erste „Pfad“ betrifft die Gruppe der Frauen mit einer universitären Ausbildung. Nach der Autorin liegt die Erklärung ihrer hohen Fertilität vor allem darin begründet, dass diese Frauen bessere Möglichkeiten haben Familie und Arbeit miteinander zu kombinieren. Außerdem fällt es ihnen leichter Aufgaben der Kinderbetreuung mit dem Partner zu teilen. Die zweite Gruppe bilden Frauen, die nach der Geburt des ersten oder des zweiten Kindes heiraten. Nach Berinde haben sie eine stärker ausgeprägten Familiensinn und eine stärkeres Bedürfnis nach größeren Familien mit mehr als zwei Kindern. Sie entsprechen nicht der schwedischen Zwei-Kind-Norm. Die dritte und letzte von Berinde identifizierte Gruppe bilden Frauen, die bis zur Geburt ihres ersten Kindes erwerbstätig waren, danach dann aber nicht mehr. Auch sie haben öfter dritte Kinder. Ihnen attestiert Berinde eine generell stärkere familiäre Orientierung, einher gehend mit weniger attraktiven Berufen, die eine Entscheidung zugunsten der Familie und Kinderzahl positiv beeinflussen

5.1.4. Hoem, Prskawetz, Neyer (2001) - Autonomy or conservative adjustment? The effect of public policies and educational attainment on third births in Austria.

Die Autoren beschäftigen sich in ihrem Artikel mit der Geburt von dritten Kindern in Österreich in der Zeit von 1975 bis 1996 und vergleichen diese mit Daten aus Schweden. Dazu werden Daten des Family and Fertility Surveys genutzt. Die grundlegende These dieser Arbeit besagt, dass das dritte Kind in einem Land wie Österreich, mit einer vorherrschenden Zwei-Kinder-Norm, einen Ausnahmefall darstellt. Folgt man der Argumentation weiter, so repräsentiert das dritte Kind in gewisser Weise die Geburt, über die Frauen und Eltern zum ersten Mal wirklich entscheiden können. Also ie Entscheidung treffen eine Familie zu haben und sich gleichzeitig von der bestimmten Norm zu lösen. (Hoem, Prskawetz, und Neyer 2001, S.4f)

Die Autoren konzentrieren sich bei ihren Analysen vor allem auf den Einfluss von öffentlichen Regelungen (Gesetze, Unterstützungsleistungen etc.) und des Bildungsniveaus der Mutter (Hoem, Prskawetz und Neyer 2001, S.8 und S.10ff). Für den Bereich der „public policies“ können sie keinen bedeutenden Einfluss auf dritte Geburten nachweisen. Insgesamt ist ein negativer Perioden- und Kohorteneffekt zu verzeichnen, der kaum durch Änderungen der öffentlichen Regelungen verändert wird. Einen Effekt hat lediglich die Ausweitung des Elternurlaues Mitte der 90er Jahre.

Der Zeitabstand zwischen Geburten höherer Parität wurde kleiner. Der Bildungseffekt zeigt sich in gleicher Weise, wie in den bisher dargestellten Forschungen. Frauen mit tertiären Bildungsabschlüssen haben mit höherer Wahrscheinlichkeit ein dritte Geburt als andere Frauen. Die Autoren führen diesen Effekt vor allem auf das Alter bei der zweiten Geburt zurück. Frauen mit einem Universitätsabschluss (Fachhochschulabschluss), die bei ihrer zweiten Geburt unter 24 Jahre alt waren, haben eine wesentlich höhere Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen als andere Frauen mit höchsten Bildungsabschlüssen. Sie beeinflussen die Wahrscheinlichkeit der gesamten Gruppe der hochgebildeten Frauen. Hoem, Prskawetz, Neyer (2001) schalten diesen Effekt aus, in dem sie das relative Alter bei der zweiten Geburt (relativ zum Bildungsabschluss) als Kovariate einführen.

Weitere Variablen, welche die Autoren in ihrem Modell verwenden, die allerdings nicht näher diskutiert werden, sind: Anzahl der Geschwister, Religiosität, Geburtsintervalle, Alter des Partners bei der zweiten Geburt, Alter des zweiten Kindes, Bildungsniveau des Partner und der Erwerbsstatus des Mutter zu verschiedenen Zeitpunkten.

5.1.5. Johannes Huinink (1988) - Das zweite und das dritte Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie?

Als einer der wenigen deutschen Autoren beschäftigt(e) sich Johannes Huinink (1988) mit dem Übergang zum dritten Kind. Im Rahmen der Entwicklung einer Polarisierungshypothese für West-Deutschland geht er kurz auf die Entwicklungen von dritten Geburten in den 60er, 70er und 80er Jahren ein. Er nutzt dazu den Datensatz der Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung. Folgt man den Argumentationen von Huinink, so ist die Entscheidung für eine Familie fast immer eine Entscheidung für mindestens zwei Kinder. Dieser Prozess wird vor allem durch die bewußte Entscheidung für ein Kind hergerufen. Aus dieser Perspektive wird das zweite Kind oft als „Kind für das Kind“ gewünscht, also um eine bessere Sozialisation zu gewährleisten. Das dritte Kind wird damit „unnötig“. Huinink erwartet deshalb einen weiteren Rückgang der Familien mit drei Kindern.⁷

Die Bestimmungsfaktoren, die er in seinem Modell zur Schätzung der Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt verwendet, sind das Alter der Mutter bei Geburt des zweiten Kindes, Geschwisteranzahl, der zeitliche Abstand zwischen der ersten und

⁷ Diese Argumentation wird auch als Polarisationshypothese bezeichnet.

zweiten Geburt, der Erwerbsstatus und die zum Zeitpunkt der zweiten Geburt gemessenen Informationen zum Wohnort, Hausbesitz und sozioökonomischen Status.

Negative Effekte haben sowohl die Geburtskohorte, als auch das Alter bei der zweiten Geburt auf die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt. Die Geschwisteranzahl beeinflusst die Häufigkeit von dritten Geburten dagegen positiv (Huinink 1988, S.26)

Diese *Timingeffekte* dominieren das gesamte Modell.

Die *Bildungseffekte* (Huinink 1988, S.25f) sind anders geartet als in den hier vorgestellten skandinavischen Studien. Ein Anstieg bei der Wahrscheinlichkeit in den höheren Bildungsgruppen bleibt aus und keiner dieser Effekte ist signifikant.

Auch der *berufliche Status* (Huinink 1988, S.26) von Frauen hat kaum Auswirkungen auf die Wahrscheinlichkeiten. Bei Männern hingegen ist ein Effekt auszumachen. Er verweist auf den positiven Einfluss einer stabilen Erwerbssituation auf die Familien-erweiterung.

5.2. Bestimmungsfaktoren in Deutschland und Norwegen

Nach diesem Überblick über verschiedene empirische Studien, sollen in diesem Abschnitt die wesentlichen Bestimmungsfaktoren in beiden zu vergleichenden Ländern vorgestellt und diskutiert werden. Ziel dabei ist es nicht, sich ausschließlich auf bestimmte Faktoren zu beschränken (zum Beispiel Erwerbsbiographie oder Bildungsbiographie), wie es vielfach in den vorgestellten Artikeln der Fall war, sondern ein möglichst komplettes Bild der Determinanten von dritten Geburten in Westdeutschland und Norwegen zu zeichnen.

Demographische Determinanten: Eine der wichtigsten demographischen Einflussgrößen ist das Geschlecht des ersten und des zweiten Kindes. Ich folge dabei den Darlegungen von Kravadal (1990). Sowohl in Westdeutschland als auch in Norwegen, dürfte es von Bedeutung sein, ob die beiden ersten Kinder das gleiche Geschlecht haben oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit für eine dritte Geburt sollte zunehmen, wenn sowohl das zweite als auch das erste Kind dasselbe Geschlecht haben. Man kann annehmen, dass das dritte Kind auch aus Überlegungen der „Familienkomplettierung“ (angleichen des Geschlechterverhältnisses innerhalb der Familie) geboren wird. Eine sehr interessante Frage wird dabei sein, inwieweit sich die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt verändert, wenn zwischen zwei weiblichen und zwei männlichen ersten Kindern unterschieden wird. Diesbezüglich sollten sich keine

großen Differenzen ergeben, da die Familie weder in Westdeutschland noch in Norwegen, etwa auf die Geburt eines männlichen Erben angewiesen ist (siehe dazu auch Andersen et. al. 2004).

Auch der familiäre Hintergrund der Eltern wird in beiden Ländern von Bedeutung sein, das heißt die Anzahl der Geschwister mit der Mutter und Vater aufgewachsen sind. Auf diesen Effekt werde ich allerdings in meinen weiteren Analysen nicht weiter eingehen, da vor allem der Umfang des hier verwendeten Datensatzes die Operationalisierung der verschiedenen Einflussgrößen einschränkt.

Ein weiterer Effekt ist von der Umgebung zu erwarten, in der die Befragten aufwuchsen. In dörflichen Gegenden sind noch heute größere Familien üblicher, als in Städten und dies beeinflusst das spätere Fertilitätsentscheidungen. Eine Begründung für diese Tatsache, liegt in der Vergangenheit (Sieder 1991). Auf dem Land waren mehr Arbeitskräfte zur landwirtschaftlichen Bewirtschaftung des Besitzes notwendig, was eine hohe Kinderzahl erstrebenswert machte. Im Laufe einer ständigen Steigerung der Effektivität der landwirtschaftlichen Produktion und einer immer weiter fortschreitenden Urbanisierung und Industrialisierung wurde diese Notwendigkeit immer weniger zwingend. Dennoch sind die bis heute anhaltende Tendenzen zu größeren Familien in dörflichen Gegenden vor allem noch in Norwegen zu beobachten (Kravdal 1990). Inwieweit Ähnliches für Westdeutschland gilt, ist allerdings fraglich, da der Urbanisierungsgrad wesentlich höher ist als in Norwegen und somit rein dörfliche Sozialisationsumgebungen immer seltener geworden sind.

Alters- und Timingeffekte: Alle der oben vorgestellten Autoren diskutieren ausführlich die Effekte des Alters bei der ersten Geburt auf die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zur Welt zu bringen. Dieser Alters- und Timingeffekt ist sicher einer der wichtigsten bei der Untersuchung der Familienerweiterung in (West)Deutschland und Norwegen. Ist das Alter bei der ersten Geburt niedrig, so steigt sowohl die Wahrscheinlichkeit ein zweites, als auch ein drittes Kind zu bekommen. Umgekehrt ist es, wenn das erste Kind erst in einem höheren Alter geboren wird. Geht man davon aus, dass das Alter 45 für Frauen das Ende ihrer reproduktiven Phase markiert, so erklärt sich dieser Sachverhalt unter anderem durch die relativ kürzere verbleibende Zeit, ab der Geburt des ersten Kindes, die eine Frau hat um die gewünschte Anzahl von Kindern zu bekommen.

Hinter dem Effekt des Alters bei der ersten Geburt verbergen sich noch andere Einflussgrößen, zum Beispiel ein Bildungseffekt. Ein höheres Bildungs- und Ausbil-

dungsniveau führt zu einem längeren Verbleib im Bildungssystem und während dieser Phase werden vor allem in Westdeutschland kaum Familien gegründet (Blossfeld und Huinink 1991). In Norwegen lässt sich Ähnliches beobachten. Auch hier werden vor allem während der Ausbildung nur sehr wenige Familien gegründet (Naz 2000; Rösens 1998). Das bedeutet, das Alter bei der ersten Geburt steigt an (Blossfeld und Huinink 1991, S.161). Dies führt dazu, dass mit höherem Bildungsniveau die Familiengründung verzögert wird, also in ein höheres Alter verschoben wird. Dadurch verringern sich zwangsläufig die endgültigen Kinderzahlen (Huinink 1989, S.137f), da nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle aufgeschobenen Geburten nachgeholt werden (können). In simultaner Art und Weise kann auch für das Alter bei der zweiten Geburt argumentiert werden (Huinink 1989; Berinde 1999).

Eine weitere wichtige Timingvariable ist der Abstand zwischen der ersten und zweiten Geburt. Er hängt eng mit dem Alter bei der ersten Geburt zusammen und misst das „Tempo“ mit welchem die Geburten stattfinden. Ist dieser Abstand geringer, das „Tempo“ also höher, so steigt die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt. Wird der Abstand größer ist das Gegenteil der Fall. (Kravdal 1990, Berinde 1999) Gerade für Frauen, die erst spät ihr erstes Kind bekommen, ist dies einleuchtend. Sie haben weniger Zeit zur Verfügung, um die gewünschte Anzahl von Kindern zu realisieren. Ein geringerer Geburtenabstand kann aber auch Ausdruck einer generell höheren Familienorientierung sein. Möglicherweise werden Kinder schneller hintereinander geboren, wenn bereits eine konkrete Familienplanung (drei oder mehr Kinder) besteht.

Perioden- und Kohorteneffekte: In meinen noch folgenden Analysen werde ich mich vor allem auf Kohorteneffekte konzentrieren.

Wie sich aus den bereits dargestellten Studien und aus der Beschreibung der allgemeinen Fertilitätsentwicklungen ableiten lässt, ist ein negativer Effekt sowohl für Westdeutschland als auch für Norwegen, zu erwarten. Dabei sollte der negative Einfluss in Westdeutschland größer sein. Das heißt, Frauen aus späteren Geburtsjahrgängen haben mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit eine dritte Geburt.

In diesem Trend spiegeln sich vor allem gesamtgesellschaftliche Entwicklungen wieder, d.h. der Wandel der Familienentwicklung und hier insbesondere der Rolle der Frau. Prominente Theorien (Kaufmann 1988, Beck-Gernsheim 1984, Huinink 1990, Hoffmann-Nowotny 1988) beschäftigen sich mit den Gründen für diesen Wandel. Generell kann man eine wesentliche Verbesserung der Bildungschancen für Frauen

über die Kohorten hinweg beobachten. Dieser Effekt beschleunigt sich noch außerordentlich für die jüngeren Kohorten (Blossfeld 1991, S.18).

Nach Huinink (1990, S.297ff) lassen sich die theoretischen und empirischen Argumentationen zum Wandel Familienentwicklung in drei Thesen zusammenfassen. Zum ersten ist durch den technischen Fortschritt eine effiziente Familienplanung (durch die „Pille“) überhaupt erst möglich geworden. Bei einer vorherrschenden Zwei-Kind-Norm wirkt sich das natürlich ganz besonders auf die Geburt von dritten Kindern aus. Zweitens hat die Partnerschaft innerhalb und außerhalb der Ehe immer mehr den Charakter einer Konsumgemeinschaft gewonnen. Das bedeutet, dass Ehe ohne Elternschaft oder mit nur ein oder zwei Kindern an Attraktivität gewinnt, da durch höheres (auch doppeltes) Einkommen ein hoher Lebensstandard realisiert werden kann. Und drittens wird der Wandel der Familienentwicklung durch Veränderungen der Rolle der Frauen in Partnerschaft und Gesellschaft begründet. Entscheidend sind dabei ablaufende Individualisierungsprozesse, ablesbar an der Expansion der Bildungs- und Arbeitsmarktpartizipation (Beck-Gernsheim 1984). Normen, Beschränkungen und traditionelle Sicherungen werden abgebaut und die Geschlechterrollen haben sich teilweise angeglichen. Diese Entwicklung führt zu einer nachhaltigen Umorientierung von Frauen. Eine Folge davon ist der sich verstärkende individuelle Konflikt der Entscheidung zwischen Beruf, Bildung und Karriere und einer Familiengründung (Huinink 1990, S.291) bzw. einer Familienerweiterung.

Veränderungen des Familienstandes der Mutter: Auf die Modellierung des Einflusses dieses Faktors wurde in den oben dargestellten Studien weitestgehend verzichtet. Dennoch ist er meiner Sicht von großer Bedeutung und ich möchte dazu einige Überlegungen anstellen.

Kinder von unterschiedlichen Partnern und aus unterschiedlichen Partnerschaften spielen bei der Untersuchung von dritten Geburten eine wichtige Rolle. So ist es durchaus von Bedeutung welchen Familienstand die Mutter bei und nach ihrer zweiten Geburt hatte und ob sie zwischen der zweiten und dritten Geburt den Partner wechselte, sich scheiden ließ oder sich (wieder) verheiratete.

Die Begründung dafür könnte in Veränderungen der ökonomischen Situation liegen. Beispielsweise könnte eine alleinstehende Mutter durch eine (erneute) Heirat in der Lage sein, sich auf die Kinderbetreuung zu konzentrieren oder aber die Verteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung könnte sich für sie positiv verändern, sodass der Geburt eines weiteren Kindes nichts mehr im Wege steht. Umgekehrt kann sich die Situ-

ation durch eine Scheidung oder Verwitwung natürlich verschlechtern und so weitere Geburten unterbinden. Diese Thesen würden die Theorie von Becker (1990) bestätigen.

Eine andere denkbar Begründung ist, das Bestreben die neue Beziehung mit dem Partner durch die Geburt eines gemeinsamen Kindes zu bestätigen oder zu festigen. Partnerschaft und Elternschaft sind nach Huinink (1995) emotionale, persönliche Beziehungen, die für die Befriedigung elementarer, menschlicher Grundbedürfnisse von entscheidender Bedeutung sind. Eine Verbindung von beidem (man wird Partner und Elternteil), insbesondere durch ein gemeinsames Kind, sollte den emotionalen bzw. psychischen Nutzen einer Partnerschaft erhöhen. Auch die Argumentationen des Value-of-Children Ansatzes unterstützen diese These. Nutzenkomponenten wie die Primärgruppenbindung und das Fortleben der eigenen Person (Hoffman und Hoffman 1973), können sehr viel besser durch ein gemeinsames, leibliches Kind erstellt werden. Dies dürfte sich positiv auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines dritten Kindes auswirken.

Die weitaus größte Gruppe dürften jedoch Frauen stellen, deren Familienstatus sich zwischen dem ersten, zweiten und dritten Kind (wenn sie eines haben) nicht verändert hat, welche also in einer stabilen (meist ehelichen) Partnerschaft leben.

Bildungsniveau der Mutter: Die Auswirkungen von unterschiedlichen Bildungsniveaus wurden schon in meinen Ausführungen zum Timing der Familiengründung und -erweiterung kurz angeschnitten. Nun möchte ich sie ein wenig ausführlicher diskutieren.

In allen vorgestellten Studien (Kravdal 1990; Berinde 1999; Hoem und Hoem 1989; Huinink 1988, Hoem et al. 2001) liegen die Bildungseffekte bei Frauen im Mittelpunkt des Interesses bei der Analyse der Geburten von dritten Kindern. Dies mag vor allem an den vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten dieser Determinante liegen, als auch an den nicht so einfach zu erklärenden Effekten. Alle Studien stellten gleichermaßen einen positiven Zusammenhang zwischen höheren und höchsten Bildungsabschlüssen und der Wahrscheinlichkeit, ein drittes Kind zu bekommen, fest. Dies ist auf den ersten Blick überraschend und läuft gängigen Theoriemodellen und Erklärungsansätzen entgegen, wie zum Beispiel den ökonomischen Argumentationen von Gary Becker (1990).

Wie schon in meinen theoretischen Darlegungen gezeigt wurde, werden Bildungseinflüsse auf die Kinderzahl in allen in dieser Arbeit verwendeten Theorieansätzen dis-

kutiert. Familienökonomische Erklärungsansätze thematisieren diesen Effekt vor allem durch den Zusammenhang von Ausbildung und dem (zu erwartenden) Einkommen von Frauen, das heißt über Opportunitätskosten. Der Effekt auf die Geburt von dritten Kindern ist in diesem Fall negativ. (Klein 1989, S.488f)

Soziologische Theorien konstatieren höher gebildeten Frauen eine generell geringe Orientierung an traditionellen Mustern der Familiengründung und Geschlechterrollen. Demnach dürften postmaterialistische, auf Selbstentfaltung gerichtete Wertorientierungen für Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen weiter verbreitet sein und somit die Familiengründung eher zurückhalten. Auch aus diesen Argumentationen leitet sich ein negativer Effekt auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt von dritten Kindern ab. (Klein 1989, S.489)

Sozialpsychologische Theorien (wie auch der „Value of Children“-Ansatz) thematisieren die je nach Bildungsniveau variierenden Präferenzen und die Ansprüche an das eigene Leben bzw. die Wahrnehmung der Kosten und des Nutzens von Kindern. Demnach können Frauen mit höherer Bildung eher Vor- und Nachteile partizipieren, was sich ebenfalls negativ auf die Geburt von dritten Kindern auswirkt. (Klein 1989, S.489)

Diese Argumentationen gelten in gleichem Maße für Norwegen, wie auch für Deutschland. Sie können aber nicht den positiven Zusammenhang des Bildungsniveaus und der Wahrscheinlichkeit dritter Geburten erklären. Jedoch liefern viele der oben vorgestellten empirischen Studien Erklärungsansätze. Eines der Hauptargumente dieser Studien ist, dass hochgebildete Frauen mit bereits zwei Kindern, eine sehr selektive Gruppe darstellen, welche mit höherer Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind bekommen. Denn sowohl für Westdeutschland, als auch für Norwegen gilt, dass schon bei der Geburt des zweiten Kindes positive Bildungseffekte beobachtet werden (siehe dazu Kreyenfeld 2002, Kravdal 2001, 2002).

Ein Teil des Bildungseffektes von Frauen geht verloren, wird das Bildungsniveau des Partner berücksichtigt. Dies kann zum großen Teil auf „assortive mating“ auf den Partnerschaftsmärkten zurückgeführt werden (Blossfeld und Huinink 1991). Also das Zusammentreffen und letzten Endes Gründen einer Lebensgemeinschaft von Partner mit ähnliche Eigenschaften und Merkmalen.

Bildungseffekte des Partners: Das Bildungsniveau des Partners wird in allen vorgestellten Studien als äußerst wichtige Einflussgröße auf die Geburt von dritten Kindern herausgestellt. Dabei wird eine positive Korrelation beobachtet (Kravdal 1990; Be-

rinde 1999; Hoem und Hoem 1989; Huinink 1988, Hoem et al. 2001), welche sich auch theoretisch sehr gut begründen lässt. Je höher also das Bildungsniveau des Partners, desto höher auch die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt.

Folgt man den meisten theoretischen Argumentationen⁸, wird dieser Effekt vor allem durch das Einkommen vermittelt. Ein höheres Bildungsniveau bedeutet ein (potenziell) höheres Einkommen auf dem Arbeitsmarkt. Somit sind von Seiten des Partners die Möglichkeiten gegeben auch eine größere Familie mit ausreichenden materiellen Ressourcen zu versorgen (Klein 1989, S.490), was die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt erhöht. Außerdem kann ein hohes Bildungsniveau des Partners als Prädiktor von weniger traditionellen Vorstellungen über Geschlechter dienen. Das heißt, dass zum Beispiel Hausarbeit und Kinderbetreuung generell gleichmäßiger zwischen Mann und Frau aufgeteilt wird (Huinink 1995). Dies führt zu einer Entlastung der Frau und kann ebenfalls eine Familienerweiterung begünstigen.

Erwerbstätigkeit der Mutter: Eng mit dem Bildungsniveau verknüpft ist der Erwerbstätigkeitsstatus der Mutter. Auch er hat großen Einfluss auf die Geburt von dritten Kindern. Aufgrund der schon beschriebenen unterschiedlichen Rahmenbedingungen in Deutschland und Norwegen, lassen sich hier große Unterschiede zwischen den beiden Ländern erwarten. Über Zusammenhang einer dritten Geburt und der Frage ob eine Mutter zum Zeitpunkt ihrer dritten Geburt erwerbstätig war oder nicht bzw. über die Frage, ob eine Frau jemals in einem festen Arbeitsverhältnis angestellt war, kann der Einfluss von differierenden Rahmenbedingungen in beiden Ländern modelliert werden. Der Einfluss dieser Dimension dürfte demnach entscheidend von landesspezifischen Vereinbarkeitslösungen abhängen. Die hier bereits diskutierten Studien (Kravdal 1990; Berinde 1999; Hoem und Hoem 1989; Huinink 1988, Hoem et al. 2001) verweisen für den skandinavischen Raum auf einen positiven Zusammenhang, während in Deutschland und Österreich dieser Effekt nicht wirklich vorhanden ist.

Was die Wirkungsweise dieses Effektes angeht, so kann simultan zum weiblichen Bildungsniveau argumentiert werden. Erwerbstätige Mütter verfügen auf der einen Seite über ein (höheres) Einkommen und können so eine größere Familie leichter versorgen und sich eher Ausgaben für Kinderbetreuung u.ä. leisten. Auf der anderen Seite erhöhen sich für sie aber auch die Opportunitätskosten.

⁸ Wie aus meinen vorhergegangenen Darlegungen zum Ansatz von Becker, zum "Value of Children"-Ansatz und zum Mehrebenenmodell hervorgeht, können auch diese den positiven Zusammenhang konsistent modellieren.

Aspekte die nicht berücksichtigt werden können: Die Gemeinsamkeit, die alle oben diskutierten Studien aufweisen ist die fehlende Modellierung von Einstellungsvariablen, Meinungen und Werten. Auch in meiner Darstellung der Effekte und Dimensionen sind sie nicht berücksichtigt. Die Ursache liegt in der fehlenden Erfassung dieser Variablen zum Zeitpunkt der zweiten oder dritten Geburt zu suchen. Auf diese Art und Weise können sie nicht konsistent und kausal richtig in die Analyse eingeführt und ausgewertet werden. Das stellt sicher eine der größten Schwachstellen in den bisherigen Studien dar, die sich zwar theoretisch argumentativ beheben lassen, jedoch empirisch an den fehlenden Daten scheitern. In meinem nun folgenden empirischen Teil wird es daher unter anderem meine Aufgabe sein auf diesen Aspekt (soweit die möglich und sinnvoll ist) einzugehen und Interpretationsmöglichkeiten aufzuzeigen.

5.3. Datenquellen – Family and Fertility Surveys in Countries of the ECE-Region

Das Family und Fertility Survey (FFS) ist eine international durchgeführte Erhebung zum Familiengründungs- und Geburtenverhalten. Alle Befragungen fanden Ende der 80er bis Anfang der 90er Jahre statt. Die dabei verwendeten Fragebögen unterschieden sich nicht, um so die Vergleichbarkeit der Datensätze zwischen den einzelnen Ländern zu ermöglichen.

5.3.1. Das FFS in Norwegen

Norwegen war das erste Land in dem Daten mithilfe des standardisierten Fragebogens des FFS erhoben wurden, dies geschah bereits 1988. Der größte Teil der Befragung wurde zwischen Oktober und Dezember dieses Jahres durchgeführt. Es gilt als der erste Test für den international vergleichenden Anspruch des FFS (Noak and Östby 1996). Der Fragenkatalog deckte die folgenden Themenbereiche ab: grundlegende demographische Daten, die Haushaltszusammensetzung, Fragen zur Migrationsbiographie, die Partnerschaftsbiographie, die zentralen Fragen zum generativen Verhalten (Schwangerschaften, Geburten, Verhütung etc.), die Ausbildungsgeschichte und

den beruflichen Werdegang. Außerdem wurden diverse Merkmale des Partners erhoben.⁹

Zur Stichprobenziehung für das norwegische FFS wurde das Norwegen in 102 Distrikte unterteilt, in denen mindestens 30 000 Einwohner leben mussten. Diese 102 Gebiete wurden in zwei Gruppen unterteilt – ländliche oder städtische Umgebung. Per Zufallsziehung wurden dann die Befragten ausgewählt (Noak and Östby 1996).

Für die Befragung wurden allerdings nur Frauen der Geburtskohorten von 1945, 1950, 1960, 1965 und 1968 und Männer der Geburtskohorten von 1945 und 1960 ausgewählt. Dies geschah unter dem Aspekt der Erleichterung der späteren Analyse von Periodeneffekten, wie zum Beispiel dem Einfluss von familienpolitischen Regelungen. Letzten Endes wurden 6907 Probanden für die Befragung ausgewählt, von denen 4933 weiblichen und 1974 männlichen Geschlechts waren. Die Daten wurden vor allem durch direkte persönliche Interviews gewonnen (Noak and Östby 1996). Gewichtungsfaktoren wurden nicht verwendet.

5.3.2. Das FFS in Deutschland

Das FFS wurde in Deutschland im Juli des Jahres 1992 erhoben. Auch für Deutschland fand der Standardfragebogen weitestgehend Verwendung. Ergänzt wurde er durch Fragen zur Bewertung der finanziellen und der Wohnsituation, Fragen nach dem Haushaltsnettoeinkommen und zur Haupteinkommensquelle, zusätzliche Fragen zur Biographie und Lebenssituation des Partners sowie durch weitere für Deutschland spezifische Fragen, speziell zur Ost-West-Wanderung, Fragen zur Bewertung von familienpolitischen Maßnahmen und zum Kinderwunsch (Pohl 2000). Der endgültig verwendete Fragebogen enthielt neben den allgemeinen demographischen Basisdaten und den zusätzlichen Fragestellungen, zentrale Fragen zum generativen Verhalten, ein Schema zur Haushaltszusammensetzung, Fragen zur Herkunftsfamilie, Partnerschaftsbiographie, Fragen zur Schulbildung, zum beruflichen Werdegang, Fragen zur Wanderung (Pohl 2000).

Die besondere Situation in Deutschland erforderte eine Unterteilung der Stichproben in Ost und West und standardmäßig wurde zwischen Männern und Frauen differenziert. Im deutschen FFS sollten insgesamt 10 000 Personen befragt werden (5000 in Westdeutschland und 5000 in Ostdeutschland). Diese Personen wurden wiederum

⁹ Entnommen aus dem allgemeinen Fragebogen des Family and Fertility Surveys.

nach Bundesland des Wohnortes unterteilt. In Hinblick auf die geplante vergleichende Analyse wurde die Stichprobe also in vier voneinander unabhängige, repräsentative Teilstichproben unterteilt. Die beiden Stichproben für die Männer umfaßten jeweils 2000 Probanden und die Stichproben für die Frauen 3000 Befragte. Außerdem wurden die Stichproben auf das Altersintervall von 20 bis 39 Jahre begrenzt (Pohl 2000).

Die Auswahl der Zielpersonen bzw. Haushalte erfolgte über ein zweistufiges Random-Route-Verfahren. Die Daten wurden mithilfe persönlicher Interviews gesammelt. Um repräsentative Aussagen für Deutschland zu ermöglichen, wurde den vier verschiedenen Teilgruppen Gewichtungsfaktoren (vom EMNID-Institut) zugewiesen (Pohl 2000). Diese Gewichtungsfaktoren werden allerdings nur für die deskriptiven Beschreibung der Daten berücksichtigt.

5.3.3. Datenselektion

Tabelle 3 gibt Aufschluss darüber, wieviel Befragte letzten Endes analysiert wurden bzw. welche Fälle aus der Analyse ausgeschlossen wurden. Es handelt sich dabei zum einem um Befragte die aufgrund von bestimmten Eigenschaften für die Analyse des Übergangs zum dritten Kind nicht geeignet sind, da ihnen grundlegend andere Intentionen und Gründe bei der Familienerweiterung unterstellt werden können. So werden Mütter von drei Kindern ausgeschlossen, wenn es sich bei einem der Kinder um ein nicht-leibliches handelt, wenn die zweite Geburt eine Zwillingsgeburt war, wenn entweder das erste oder das zweite Kind zum Zeitpunkt der dritten Geburt bereits verstorben waren und wenn die erste Geburt vor dem 14. Lebensjahr stattfand. Den zweiten Teil von ausgeschlossenen Befragten, bilden Fälle in denen wichtige Angaben zu den benötigten Variablen fehlen.

Wie anhand der Tabelle zu erkennen ist, sind die Fallzahlen für Westdeutschland recht klein. Dies liegt unter anderem am geringeren Umfang der Stichprobe. Das bedeutet aber auch, dass nur wenige Frauen überhaupt ein drittes Kind im Befragungszeitraum bekommen haben. Die geringe Anzahl von dritten Geburten im westdeutschen Teil des FFS, wird zu einigen Problemen bei der Analyse der Daten führen, auf die später noch detaillierter eingegangen wird.

	NORWEGEN	WESTDEUTSCHLAND
Gesamtzahl der Befragten im Datensatz	4019	3012
Davon Befragte mit Kind(ern)	2459	1410
Davon Mütter mit mindestens 2 Kindern	1694	800
Ausgeschlossene Fälle:		
Zwillinge bei der 2. Geburt	0	4
Adoptierte Kinder / Stiefkinder / Pflegekinder	0	15
Geburt des 1. Kindes vor 14. Geburtstag	0	0
1. Kind vor Geburt des 2. gestorben	2	0
2. Kind vor Geburt des 3. gestorben	1	1
Fehlenden Angaben		
Geburtsdaten 2. Kind	0	42
Geburtsdaten 3. Kind	0	2
Heirats- oder Scheidungsdaten	4	7
Geburtskohorte der Mutter	0	1
Alter bei 1. Geburt	0	9
Geschlecht 1. oder 2. Kind	1	16
Größe des Wohnortes bis Alter 15	51	11
Familienstand bei 2. Geburt	0	0
Arbeitsstatus der Mutter	0	3
Gesamtzahl der ausgeschlossenen Fälle	59	110
Anzahl der Mütter mit 2 Kindern	1635	690
Anzahl der dritten Geburten	562	174

***Tabelle 3:** Anzahl der in die Analyse ein- und ausgeschlossenen Fälle im westdeutschen und norwegischen FFS*

5.4. Verwendete Methoden, Modell und Variablen

5.4.1. Methode

Bei der nun folgenden empirischen Analyse der Bestimmungsfaktoren von dritten Geburten in Westdeutschland und Norwegen, werden Techniken der Ereignisdatenanalyse zum Einsatz kommen. Mit dem Begriff Ereignisdatenanalyse bezeichnet man statistische Verfahren zur Untersuchung von Zeitintervallen zwischen aufeinanderfolgenden Zustandswechseln beziehungsweise Ereignissen (Blossfeld, Hamerle und Mayer 1986, S.11). Mithilfe dieser Technik lassen sich zeitliche Veränderungen und Prozesse analysieren. Beispiele findet man in zahlreichen Bereichen: die Überlebenszeiten von Patienten in medizinischen Studien, Arbeitslosigkeitsphasen in ökonomi-

schen und soziologischen Studien, die Verweildauer von Kindern und Jugendlichen im elterlichen Haushalt oder die Geburt von Kindern im Lebensverlauf.

In Form der Lebensverlaufsfor schung haben diese Analysetechniken auch in der Demographie große Anwendungsbereiche gefunden. Das Alter stellt dabei eine sehr wichtige, aber nicht alleinige Zeitdimension dar. Neben dem chronologischen Alter spielen vor allem Verweildauern in einzelnen Zuständen, Zeitspannen nach beziehungsweise zwischen Lebensereignissen und der zeitliche Bezug zwischen individuellen Übergängen und gesellschaftlichen Ereignissen eine große Rolle. (Huinink 1995, S.202)

Das zu analysierende Ereignis in meiner Studie ist die Geburt eines dritten Kindes, in Abhängigkeit von der Zeit, die seit der Geburt des zweiten Kindes verstrichen ist. Der Übergangsprozess beginnt also mit der Geburt des zweiten Kindes und endet mit der dritten Geburt. Da weder in Westdeutschland noch in Norwegen sehr viele dritte Kinder geboren werden, lassen sich zensierte Fälle in großen Umfang erwarten. Zensiert wird dabei bei Abschluss der generativen Phase von Frauen, das heißt im Alter 45 oder am Tag des Interviews, sollte weder das Alter 45 erreicht, noch ein drittes Kind geboren worden sein.

Die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt wird in einem multiplikativen Modell geschätzt. Sie drückt aus, mit welcher Wahrscheinlichkeit eine Mutter von zwei Kindern im nächsten Monat ein drittes bekommt. Sie wird dabei von unterschiedlichen Kovariaten beeinflusst, wie zum Beispiel von Bildungsniveau oder der Kohortenzugehörigkeit der Frau. Multiplikativ heißt, dass der Einfluss jeder Kovariaten über Faktoren dargestellt wird und die Kovariaten als kategorial betrachtet werden können. Das Risiko ein drittes Kind zu bekommen wird außerdem über die Zeiträume zwischen den Zustandswechseln der Kovariaten als konstant definiert. So kann auch die zugrundeliegende Zeitdimension als kategorial betrachtet werden. Aufgrund dieser Annahmen ergibt sich das folgende Modell zur Schätzung der Wahrscheinlichkeit von dritten Geburten:

$$\mu(t)_{ijklmnopqrst} = a_{i(t)} b_j c_k d_l e_m f_n g_o h_p i_q j_r k_s$$

$\mu(t)_{ijklmnopqrst}$ stellt dabei die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt in Abhängigkeit von Alter des zweiten Kindes (in Monaten) dar.

Faktor $a_{i(t)}$ steht für den Effekt dieses Alters. Er ist in die folgenden Intervalle unterteilt: 0 bis unter 3 Jahre (0 bis 35 Monate), 3 bis unter 6 Jahre (36 bis 71 Monate), 6 bis unter 10 Jahre (72 bis 119 Monate), 10 Jahre und älter (ab 120 Monate).

Alle weiteren Variablen entsprechen den Effekten des Alters bei der ersten Geburt (b_j), des Geschlechtes der ersten beiden Kinder (c_k), des zeitlichen Abstandes zwischen erster und zweiter Geburt (d_l), der Sozialisationsumgebung bis zum 15. Lebensjahr (e_m), der Religiösität der Mutter (f_n), des höchsten Ausbildungsabschlusses der Mutter (g_o), der Erwerbsarbeit (h_p), der höchsten Ausbildung des Partners (i_q), der Veränderung des Familienstandes zwischen zweiter und dritter Geburt (j_r) und der Geburtskohorte der Mutter (k_s).

Die für die Analyse verwendeten Programme, waren SPSS, STATA und EvHA¹⁰.

5.4.2. Variablen

Analog zu den Argumentationen und Hypothesen über die Bestimmungsfaktoren für dritte Geburten in Norwegen und Westdeutschland im vorherigen Kapitel, sollen nun im Einzelnen die zeitunabhängigen und zeitabhängigen Variablen vorgestellt werden. Sowohl für Westdeutschland als auch für Norwegen wurden jeweils fünf Modelle mit bis zu neun kategorialen Kovariaten und der zugrundeliegenden Zeitdimension berechnet. Von diesen Kovariaten ist dabei nur eine zeitabhängig (der Familienstand), alle anderen acht Variablen werden über die Zeit als konstant angenommen.

5.4.2.1. Abhängige Variable

Die Wahrscheinlichkeit mit der eine norwegische oder westdeutsche Mutter von zwei Kindern auch noch ein drittes Kind bekommt, wird in meinem Modell die abhängige Variable sein. Sie ist zeitabhängig, vom Alter des zweiten Kindes und wird von anderen Kovariaten beeinflusst. *Hypothese: In den ersten sechs Jahren nach der Geburt sollte die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt am höchsten sein. Das Maximum müsste bei drei bis vier Jahren nach der Geburt des zweiten Kindes liegen. Dies sollte in stärkerem Umfang auf Westdeutschland zutreffen, da für Kinder erst mit drei Jahren ausreichend Betreuungseinrichtungen zur Verfügung stehen.*

¹⁰ EvHA – speziell zur Analyse von Ereignisdaten entwickelte Software. Geschrieben von Jonathan McGill (1994) am Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock.

5.4.2.2. Zeitunabhängige Variablen

In der folgenden Tabelle sind alle Kategorien der zeitunabhängigen Variablen und die absoluten und prozentualen Häufigkeiten abzulesen.

Aufgrund der für Westdeutschland sehr niedrigen Fallzahl war es unter anderem die Aufgabe, die wichtigsten Variablen und Kategorien für das Modell zu finden. Zum besseren Verständnis werde ich daher zur kategorialen Einteilung der Variablen kurze Bemerkungen machen. Außerdem sollen noch einmal die jeweiligen Hypothesen für jede einzelne Variable formuliert werden, die sich aus meinen Vorüberlegungen ergeben haben.

Alter der Mutter bei der 1. Geburt: Die Variable wurde in vier Dimensionen unterteilt. Die Altersgruppe der über 30jährigen umfasst zwar nur eine geringe Anzahl, sollte aber dennoch nicht in die anderen Gruppen eingegliedert werden, da sie besondere Fälle beinhaltet. Wie wir anhand der Werte in Tabelle 4 sehen, bekommen westdeutsche Mütter (Durchschnittsalter: 23,3 Jahre) ihr erstes Kind später als norwegische Mütter (Durchschnittsalter: 22,6 Jahre). Die Familiengründung findet also etwas später statt. *Hypothese: Je älter eine Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes war, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen.*

Zeitlicher Abstand zwischen 1. Und 2. Geburt: Diese Kovariate wurde in 4 Kategorien gesplittet und steht für das Alter des ersten Kindes bei der Geburt des zweiten. Die Kategorie 0 bis unter 3 Jahre repräsentiert das Kleinkindalter, in dem Kinder entweder zuhause (von der Mutter) oder in einer Kinderkrippe betreut werden. 3 bis unter 6 Jahre sind Kinder im unmittelbaren Kindergarten- oder Vorschulalter und mit 6 Jahren gehen viele von ihnen bereits in die Schule. Das gilt sowohl für Deutschland als auch für Norwegen. Die Dimension über zehn Jahre repräsentiert einen sehr langen und eher ungewöhnlichen Abstand zwischen den beiden ersten Kindern. *Hypothese: Je größer der Abstand zwischen dem ersten und zweiten Kind, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt.*

	VARIABLEN	NORWEGEN		WESTDEUTSCHLAND		
		Absolut	%	Absolut	%	
1	Alter bei der 1. Geburt					
	14 bis unter 20 Jahre	588	35.99	211	30.67	
	21 bis unter 25 Jahre	750	45.9	306	44.48	
	26 bis unter 30 Jahre	264	16.16	149	21.66	
	Über 30 Jahre	32	1.96	22	3.2	
2	Abstand zwischen 1. und 2. Geburt					
	0 bis unter 3 Jahre	793	48.53	375	54.51	
	3 bis unter 6 Jahre	673	41.19	246	35.76	
	6 bis unter 10 Jahre	142	8.69	56	8.14	
	Über 10 Jahre	26	1.59	11	1.6	
3	Geschlecht des 1. und 2. Kindes					
	2 Jungen	413	25.28	176	25.58	
	2 Mädchen	389	23.81	160	23.26	
	Unterschiedlich	832	50.92	352	51.16	
4	Größe Wohnort bis 15. Lebensjahr					
	Land	990	60.59	110	15.94	
	Stadt	644	39.41	580	84.06	
5	Höchste Ausbildung der Mutter					
	Niedrig	334	20.43	364	52.75	
	Mittel	956	58.47	249	36.09	
	Hoch	315	19.27	46	6.67	
	Fehlende Angabe	30	1.83	31	4.49	
6	Jemals arbeitende Mutter					
	Niemals gearbeitet	18	1.1	76	11.05	
	Gearbeitet	1,616	98.9	612	88.95	
7	Höchste Ausbildung des Partners					
	Keinen Partner	15	0.92	80	11.59	
	Niedrig	307	18.78	248	35.94	
	Mittel	386	23.61	155	22.46	
	Hoch	264	16.15	83	12.03	
	Fehlende Angabe	663	40.55	124	17.97	
9	Geburtskohorte der Mutter					
	1945	420	25.7			
	1950 und 55	888	54	483	70.2	1952 bis 1960
	1960	266	16.28	160	23.26	1961 bis 1965
	1965 und 68	60	3.67	45	6.54	1966 bis 1972

Tabelle 4: Verteilung der Befragten Mütter mit bereits zwei Kindern im FFS (Norwegen und Westdeutschland) über die Dimensionen der zeitunabhängigen Variablen in absoluten und prozentualen Häufigkeiten

Geschlecht des 1. und des 2. Kindes: Diese Variable kann genau drei Ausprägungen haben. Entweder werden zwei Jungen, zwei Mädchen oder Kinder unterschiedlichen Geschlechts nacheinander geboren. *Hypothese: Die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen ist höher, wenn die ersten beiden Kinder das gleiche Geschlecht hatten (siehe dazu Andersson, Hank, Rösens und Vikat 2004).*

Wohnort bis zum 15. Lebensjahr: Hier wird lediglich in zwei Dimensionen unterteilt, nämlich ob die Befragten in eher ländlicher Umgebung oder in der Stadt aufgewach-

sen sind. Im Norwegischen Datensatz, war diese Unterteilung bereits vorhanden. In Westdeutschland gilt als ländliche Umgebung ein Ort bis 2000 Einwohner, ab 2000 Einwohner eher als städtische Umgebung. Wie anhand der Tabelle zu sehen ist, ist der Großteil der befragten norwegischen Mütter mit bereits zwei Kindern in ländlicher Umgebung aufgewachsen. Das Verhältnis ist mit ca. 60 zu 40 aber eher ausgeglichen. In Westdeutschland zeichnet sich ein anderes Bild. Fast 85 Prozent der befragten Mütter von zwei Kindern sind in städtischer Umgebung aufgewachsen und nur 15 Prozent in einem Dorf. Dieser Unterschied zwischen den beiden Ländern lässt sich sicher zum Hauptanteil auf den unterschiedlichen Urbanisierungsgrad zurückführen. *Hypothese: Frauen welche in eher ländlichen Gebieten aufgewachsen sind, bekommen mit höherer Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind, als Frauen die in Städten aufwuchsen. In Norwegen ist der Unterschied zwischen Stadt und Land dabei größer, als in Westdeutschland.*

Höchster Ausbildungsabschluss der Mutter: In den noch folgenden empirischen Analysen der Bildungsniveau der Mutter eine der wesentlichen Variablen. Im FFS wurde der Bildungsabschluss mithilfe der ISCED Standardvercodung erhoben und unterteilt sich in sechs verschiedene Kategorien. In meinen Analysen werde ich allerdings nur nach niedrigem, mittlerem und hohem Bildungsniveau unterscheiden. In die Stufe der niedrigen Bildungsabschlüsse fallen Frauen ohne Ausbildung und einer Haupt- oder Realschulausbildung. Unter einem mittleren Bildungsabschluss sollen die berufliche Lehrausbildung bzw. Abitur und Fachabitur verstanden werden. Die Kategorie der hohen Abschlüsse umfaßt alle Universitäts- und Hochschulqualifikationen, sowie Meister- und Technikerabschlüsse (Westdeutschland). Zusätzlich wird eine Kategorie die Fälle beinhalten, in denen die Angaben fehlen.

In vielen ereignisanalytischen Studien wird die Bildung von Frauen und Müttern zeitabhängig modelliert. Hier wurde darauf verzichtet. Das geschah aus den folgenden Gründen: Es ist zu erwarten, dass dritte Kinder in der Regel später geboren werden, weil zuerst zwei andere Kinder zur Welt kommen müssen. Deshalb sind Frauen bei der dritten Geburt grundsätzlich älter. In höheren Altern ist die Bildungskarriere meistens bereits beendet und Weiterqualifikationen sind sehr selten und eher unwahrscheinlich. Im westdeutschen FFS liegt die Quote, der sich noch in der Ausbildung befindenden Mütter von zwei Kindern unter einem Prozent und in Norwegen bei 3,5 Prozent. Sie wurden, wie schon erwähnt, von der Analyse ausgeschlossen.

Wie sich anhand der Daten zeigt, gibt es schon bei Müttern von zwei Kindern wesentliche Differenzen zwischen Westdeutschland und Norwegen. Dies ist besonders in der Kategorie der höchsten Bildungsabschlüsse zu erkennen. Norwegische Mütter von zwei Kindern sind hier in wesentlich größerer Zahl vorhanden als deutsche. Unter anderem ist dieser Sachverhalt auf die schon erwähnten positiven Effekte des Bildungsniveaus auf die Geburt von zweiten Kindern zurückzuführen, die es sowohl in Westdeutschland, als auch in Norwegen gibt (Kreyenfeld 2002, Kravdal 2001, 2002).

Hypothesen: Sowohl für Norwegen als auch für Westdeutschland sollte sich ein positiver Zusammenhang zwischen höchsten bzw. dem niedrigsten Bildungsniveau und der Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt ergeben. Mütter von zwei Kinder mit mittleren Bildungsabschlüssen haben dagegen mit geringerer Wahrscheinlichkeit noch ein drittes Kind.

Unterschiede zwischen Deutschland und Norwegen sind allerdings zu erwarten. In Norwegen sollten die Wahrscheinlichkeiten nicht so stark voneinander abweichen wie in Westdeutschland, da im norwegischen Wohlfahrtsstaat eine universalitische Förderung von Frauen und Müttern stattfindet und deshalb Effekte des Bildungsniveaus (sowohl ökonomische, als auch soziale) eher nivelliert werden.

Erwerbsstatus der Mutter: Auch beim Erwerbsstatus der Mutter wurde auf eine zeitlich variierende Modellierung verzichtet und auch diese Variable ist von größeren Unterschieden zwischen den beiden Staaten geprägt. Die Zahlen der Mütter von zwei Kindern, die in Norwegen und Westdeutschland nicht arbeiten bzw. niemals gearbeitet haben liegen recht weit auseinander. In Norwegen bilden sie mit einem Anteil von ca. einem Prozent die Ausnahme. In Westdeutschland stellen sie immerhin über 10 Prozent der Befragten in der Stichprobe. *Hypothese: In dieser Variable ergeben sich deutliche Unterschiede in der Wahrscheinlichkeit von dritten Geburten zwischen Westdeutschland und Norwegen. Mütter von zwei Kindern in Westdeutschland, die jemals in ihrem Leben gearbeitet haben, bekommen mit geringer Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind. In Norwegen dürfte der Unterschied der Wahrscheinlichkeiten nicht vorhanden sein bzw. kleiner ausfallen.*

Höchster Ausbildungsabschluss des Partners: Das Bildungsniveau des Partners ist in gleicher Weise kategorisiert wie das Bildungsniveau der Frau. Die Kategorie der Frauen, die keinen Partner haben, wird allerdings hinzugefügt. Es lassen sich ähnliche Tendenzen ausmachen. Partner mit höherem Bildungsabschluss sind in Norwegen

häufiger als in Westdeutschland. Die Werte lassen allerdings keine genaueren Aussagen zu, da sowohl im westdeutschen FFS (ca. 18 Prozent), als auch im norwegischen FFS (ca. 40 Prozent) die Angaben über den höchsten Bildungsabschluss des Partners fehlen. Ob dies auf systematische Ausfälle zurückzuführen ist, werden die noch folgenden Analysen zeigen. *Hypothese: Je höher das Bildungsniveau des Partners, desto eher wird ein drittes Kind in der Partnerschaft geboren. Außerdem dürfte das Bildungsniveau des Partners mit dem Effekt des Bildungsniveaus der Mutter interagieren. Ihn also verändern, was unter anderem mit „assortive mating“ zu begründen ist. Diese Veränderung der Wahrscheinlichkeiten sollte in Westdeutschland stärker ausfallen, als in Norwegen.*

Geburtskohorte der Mutter: Mithilfe dieser Variable sollen die zeitlichen Veränderungen des Geburtsverhaltens kontrolliert werden. Da in Deutschland und Norwegen unterschiedliche Kohorten (wie bereits erwähnt) erhoben wurden. Habe ich versucht die Kategorien so zu wählen, dass eine größtmögliche Vergleichbarkeit gewährleistet ist. Für den norwegischen Teil der Daten wurden vier Gruppen und für den westdeutschen Teil drei Gruppen gebildet. Die 1950er und 1955er Kohorten der norwegischen Mütter sollen mit den 1952 bis 1960 Geborenen in Westdeutschland verglichen werden. Gleiches geschieht mit der norwegischen 1960er bzw. 1965er und 1968er Kohorte und den westdeutschen Geborenen der Jahrgänge 1961 bis 1965 bzw. 1966 bis 1972. *Hypothese: Mütter früherer Geburtsjahrgänge, die bereits zwei Kinder haben, bekommen mit höherer Wahrscheinlichkeit auch noch ein drittes Kind. Der Kohorteneffekt sollte in Westdeutschland mehr Einfluss haben, als in Norwegen.*

5.4.2.2. Zeitabhängige Variable

In meinem Modell zur Schätzung der Wahrscheinlichkeiten beim Übergang zum dritten Kind werde ich nur eine zeitabhängige Variable verwenden, die *Veränderung des Familienstatus zwischen dem ersten und dem zweiten Kind*. Dabei werden vier Dimensionen unterschieden. Die Kategorien beinhalten Mütter die einmal geheiratet haben, Mütter die mehrmals verheirate waren, Mütter die geschieden oder verwitwet sind und Mütter die niemals mit einem Partner verheiratet waren. In die letztere Kategorie fallen sowohl alleinerziehende Mütter, als auch Mütter die in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben. *Hypothese: Mütter die eine erste oder erneute Heirat zwischen der zweiten und dritten Geburt erleben, bekommen mit höherer Wahr-*

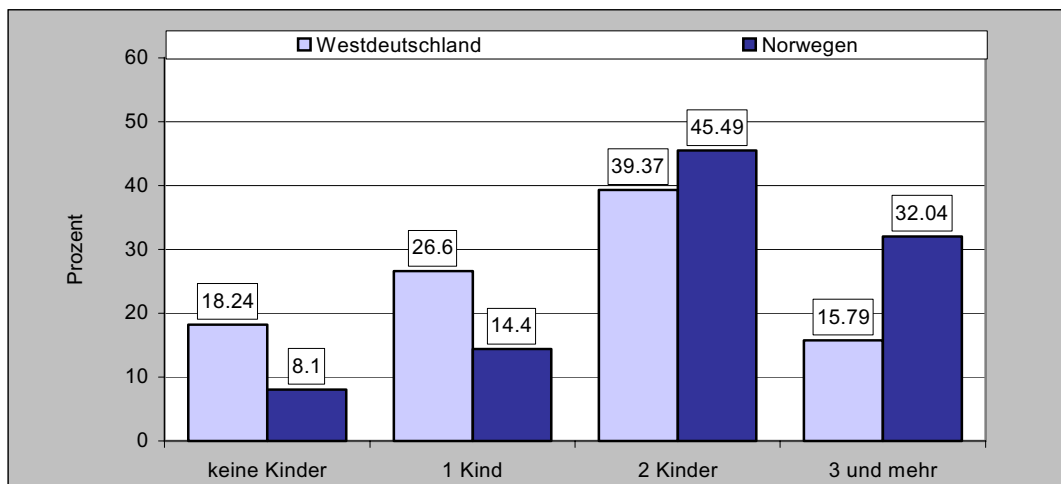
*scheinlichkeit ein drittes Kind als alle anderen Mütter. Eine Scheidung oder Verwit-
 wung dürfte sich negativ auf die Geburt eines dritten Kindes auswirken. Unterschiede
 zwischen Westdeutschland und Norwegen sollten dabei nicht auftreten.*

Nach der Vorstellung der einzelnen Variablen und meiner Hypothesen, werden im
 nächsten Kapitel erste deskriptive Auswertungen der beiden Datensätze erfolgen.

5.5. Deskriptive Ergebnisse

In diesem Abschnitt erste Analysen einen Überblick über dritte Geburten in West-
 deutschland und Norwegen und über ausgesuchte Bestimmungsfaktoren geben. Dabei
 werden einfache statistische Verfahren und vor allem Survivalfunktionen zum Einsatz
 kommen. Vor dem Hintergrund dieser ersten Ergebnisse, wird anschließend detailliert
 der Frage nach den Bestimmungsfaktoren von dritten Geburten in beiden Ländern
 beantwortet.

5.5.1. Kinderzahlen in Deutschland und Norwegen - FFS



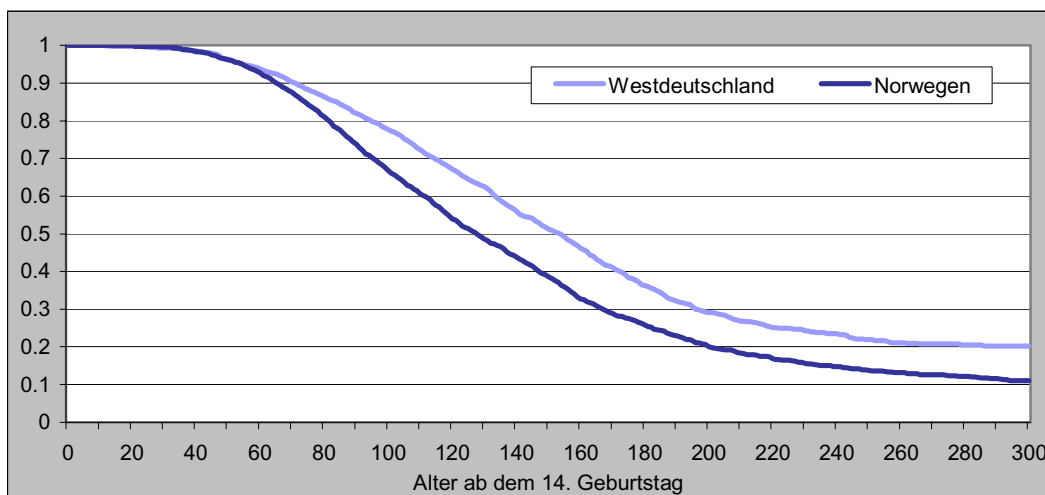
Grafik 22: Absolute Kinderzahlen in Westdeutschland und Norwegen für die Geburtsjahrgänge 1952 bis 1957 (Westdeutschland) bzw. 1945 und 1950 (Norwegen), Quelle: Deutsches FFS 1992, Norwegisches FFS 1988

In Grafik 22 sind die absoluten Kinderzahlen von Frauen der Geburtskohorten von 1952 bis 1957 (Westdeutschland) und Frauen der Geburtsjahrgänge von 1945 und 1950 abgetragen. Bei diesen Frauen kann in beiden Ländern davon ausgegangen wer-

den, dass sie ihre reproduktive Phase bereits annähernd abgeschlossen hatten, als das Interview durchgeführt wurde. Die norwegischen Frauen hatten zu diesem Zeitpunkt mindestens das Alter von 38 Jahren erreicht und westdeutsche Frauen das Alter von mindesten 35 Jahren. Wie sehr klar zu erkennen ist, haben norwegische Frauen mehr Kinder als westdeutsche Frauen. Das zeigt sich sowohl bei Müttern von zwei Kindern, als auch bei Müttern von mindestens drei Kindern. Doppelt so viele Frauen, im Vergleich zu Westdeutschland (15,8 Prozent), haben in Norwegen ein drittes Kind (32 Prozent). Außerdem bleibt in Westdeutschland ein großer Anteil der Frauen kinderlos. Sie machen immerhin über ein Fünftel aller Frauen dieses Geburtsjahrganges aus. In Norwegen liegt der Anteil der Kinderlosen dagegen weit unter 10 Prozent.

5.5.2. Übergänge zum ersten, zweiten und zum dritten Kind

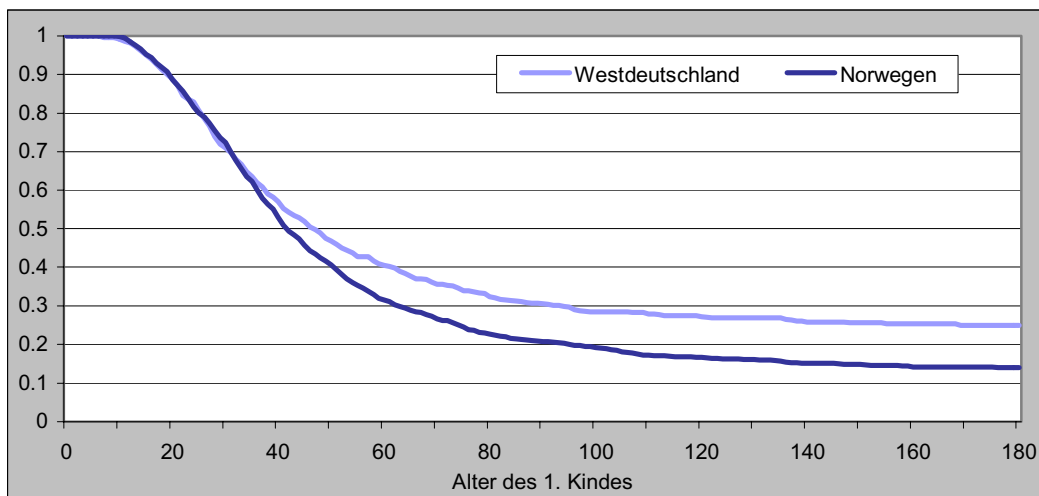
Im folgenden sollen mithilfe von Survivalkurven die Charakteristika von ersten, zweiten und dritten Geburten in Westdeutschland und Norwegen herausgearbeitet werden. Solche Survivalfunktionen zeigen den Anteil der Personen die ein Ereignis noch nicht erfahren haben. Tritt das Ereignis ein, so scheiden sie aus der Risikopopulation aus. Die Ereignisse sind in diesem Fall die Geburt des ersten, zweiten oder dritten Kindes. Die Befragten scheiden auch aus, wenn sie bis zum Zeitpunkt des Interviews noch keine Geburt erfahren haben. Sie werden zensiert.



Grafik 23: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum ersten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)

Beim Übergang zum ersten Kind zeigen sich charakteristische Unterschiede zwischen Deutschland und Norwegen. In Norwegen findet die Familiengründung früher statt, als in Westdeutschland. 50 Prozent der norwegischen Frauen haben bis zum Alter von 25,5 Jahren ein Kind. In Westdeutschland ist die Hälfte der Frauen eineinhalb Jahre älter (27 Jahre). Auch in Hinblick auf die Kinderlosigkeit von Frauen zeigen sich Differenzen. Bleiben in Westdeutschland rund 21 Prozent der Frauen kinderlos, so trifft die nur auf 12 Prozent der Frauen in Norwegen zu.

Die Unterschiede zwischen Deutschland und Norwegen sind beim Übergang zum zweiten Kind ein wenig anders geartet. Norwegerinnen bekommen zu einem wesentlich größeren Anteil ein zweites Kind. Zudem haben nur 13 Prozent der norwegischen Mütter kein weiteres Kind, in Westdeutschland sind es 10 Prozent mehr. Das Timing unterscheidet sich jedoch nicht mehr so deutlich. 40 Prozent der Frauen haben sowohl in Deutschland als auch in Norwegen ca. drei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes ein zweites Kind. In Westdeutschland werden danach immer weniger zweite Kinder geboren.

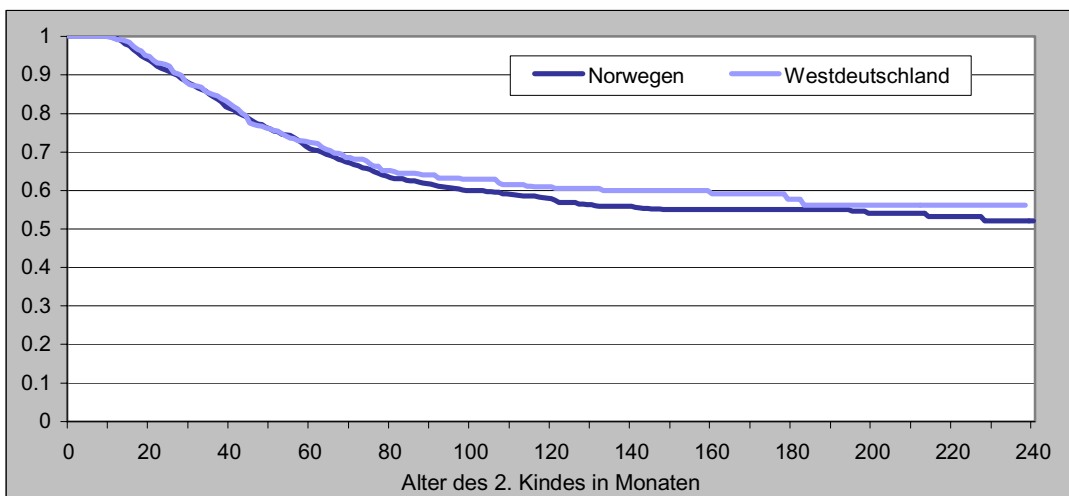


Grafik 24: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum zweiten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)

Ein auf den ersten Blick überraschendes Bild (siehe Grafik 25) zeigt sich bei der Betrachtung des Übergangs zum dritten Kind. Hier sind Unterschiede, wie sie beim ersten und zweiten Kind zu beobachten waren, nur noch sehr rudimentär ausgeprägt. Zwar liegt die Survivalkurve Norwegens immernoch unterhalb der westdeutschen Funktion, sie verlaufen jedoch in weiten Teilen sehr ähnlich. Dies lässt die folgenden Schlussfolgerungen zu. Zum einen kann das bedeuten, dass es sich bei den westdeutschen Frauen die bereits zwei Kinder haben um eine bereits sehr selektive Gruppe

handelt, welche eine hohe Familienorientierung aufweisen dürften und dadurch mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit auch noch ein drittes Kind bekommen. Diese These würde durch die vorherigen Feststellungen gestützt werden: Sowohl der Anteil von Frauen mit einem, als auch mit zwei Kindern ist in Westdeutschland beträchtlich niedriger, als in Norwegen und es bleiben mehr westdeutsche Frauen kinderlos (siehe dazu auch)

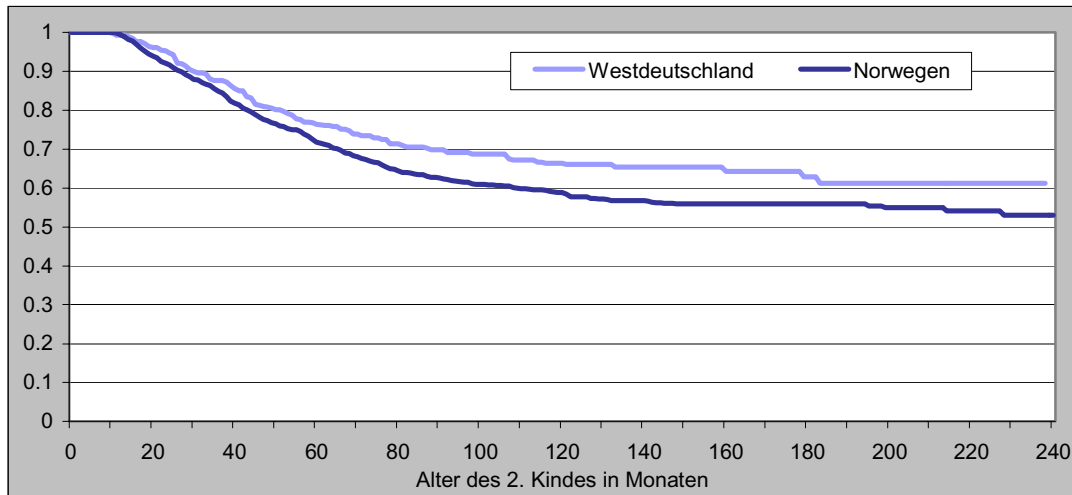
Zum anderen wurden bei der Durchführung des FFS in Deutschland nur Frauen bis zum Alter von höchstens 39 Jahren befragt. Viele der in der Stichprobe enthaltenen Befragten sind also deutlich jünger und haben ihre generative Phase noch nicht abgeschlossen. Sie könnten also ihr drittes Kind erst noch nach dem Interview bekommen. Auch aus dieser Perspektive wäre die Selektivität der Frauen die bereits ein drittes Kind bekommen haben sehr hoch. Sie sind relativ jung und haben bereits zwei Kinder, dürften also ebenfalls hoch familienorientiert sein bzw. eine Sondergruppe darstellen und bekommen somit mit höherer Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind.



Grafik 25: Kaplan-Meier-Survival-Funktion: Übergang zum dritten Kind: Geburtskohorten 1952-1972 (Westdeutschland), 1945 bis 1968 (Norwegen)

Diese Überlegungen wird durch Grafik 26 bestätigt. In der ausschließlich Frauen der Geburtskohorten 1952 bis 1960 für Westdeutschland und 1945, 1950 und 1955 für Norwegen abgetragen sind, da sie sich zum Interviewzeitpunkt in einem Alter (32 bis 33) befanden, in dem eine Familiengründung und teilweise eine Familienerweiterung bereits stattgefunden hat. Hier zeigen sich wieder die typischen Unterschiede zwi-

schen Westdeutschland und Norwegen.¹¹ Auch dritte Kinder bekommen Norwegerinnen zu einem größeren Anteil und in einem kürzeren Abstand zum zweiten Kind im Vergleich zu westdeutschen Müttern.



Grafik 26: Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind – ausgewählte Geburtsjahrgänge 1952 bis 1960 (Westdeutschland); 1945, 1950 und 1955 (Norwegen)

Die herausgestellte Selektivität von Zwei- und Drei-Kind-Müttern in Westdeutschland wird bei den noch folgenden multivariaten Ereignisdatenanalysen eingehender diskutiert werden. Doch zunächst sollen nun aus deskriptiver Perspektive wesentliche Einflussfaktoren auf die Geburt von dritten Kindern dargestellt werden.

5.5.3. Bildungsniveau und Erwerbsbeteiligung

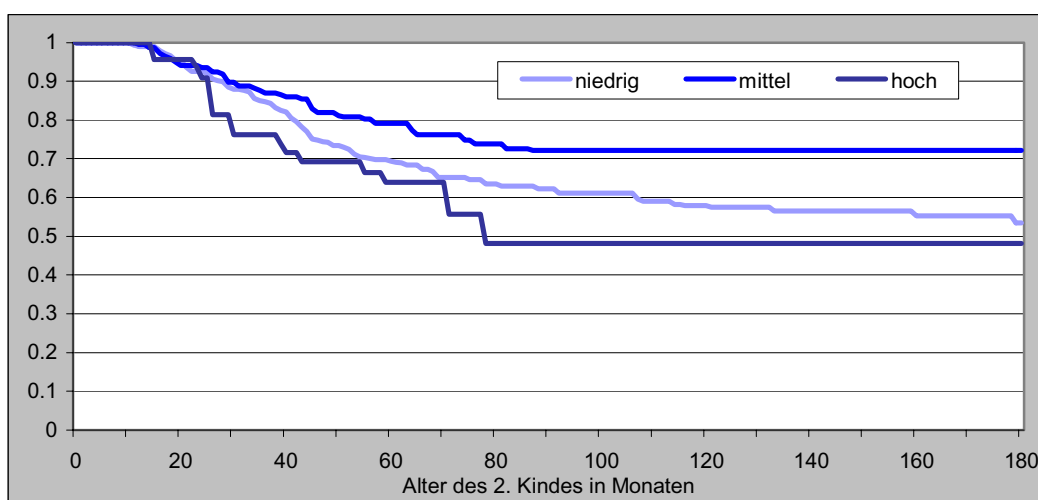
In diesem Abschnitt sollen einige der wichtigsten Determinanten für das multivariate Modell näher beschrieben werden.

In den nächsten beiden Grafiken sind Survivalverläufe des Übergangs zum dritten Kind nach dem höchsten Bildungsabschluss der Mutter differenziert. Wie deutlich zu erkennen ist, haben westdeutsche Mütter mit einem hohen Bildungsabschluss zu einem größeren Anteil dritte Kinder, als die Mütter der anderen Bildungsgruppen. Rund 50 Prozent bekommen nach der Geburt eines zweiten Kindes noch ein drittes. Dies trifft lediglich auf ca. 28 Prozent der Frauen mit mittlerem Bildungsniveau zu und auf ca. 46 Prozent der niedrig gebildeten Frauen. Außerdem bekommen hochgebildete

¹¹ Anmerkung: Eine Überprüfung der 95%-Konfidenzintervalle der Survivalfunktion in Grafik 26 ergab allerdings kaum signifikante Differenzen. Dies lässt sich auf die geringe Fallzahl von dritten Geburten, vor allem in Westdeutschland zurückführen.

westdeutsche Frauen in einem kürzeren zeitlichen Abstand zur zweiten Geburt ihr drittes Kind, nach ca. 3 Jahren erfahren 25 Prozent eine dritte Geburt.

25 Prozent der westdeutschen Frauen mit niedrigem haben ihr drittes Kind 3,8 Jahre nach dem zweiten, bei mit mittlerem Bildungsniveau ist dieser Abstand wesentlich größer, er beträgt 5,8 Jahre. In Westdeutschland sind es also gerade Mütter (von zwei Kindern) mit mittleren Bildungsabschlüssen, die am wenigsten dazu neigen ein drittes Kind auf die Welt zu bringen. Die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines dritten Kindes steigt in Westdeutschland also nicht eindeutig mit dem Humankapital. Sie konzentriert sich vielmehr auf die beiden Extrempunkte, das heißt Frauen mit sehr niedrigem bzw. sehr hohem Humanvermögen in Form von Bildungsabschlüssen.

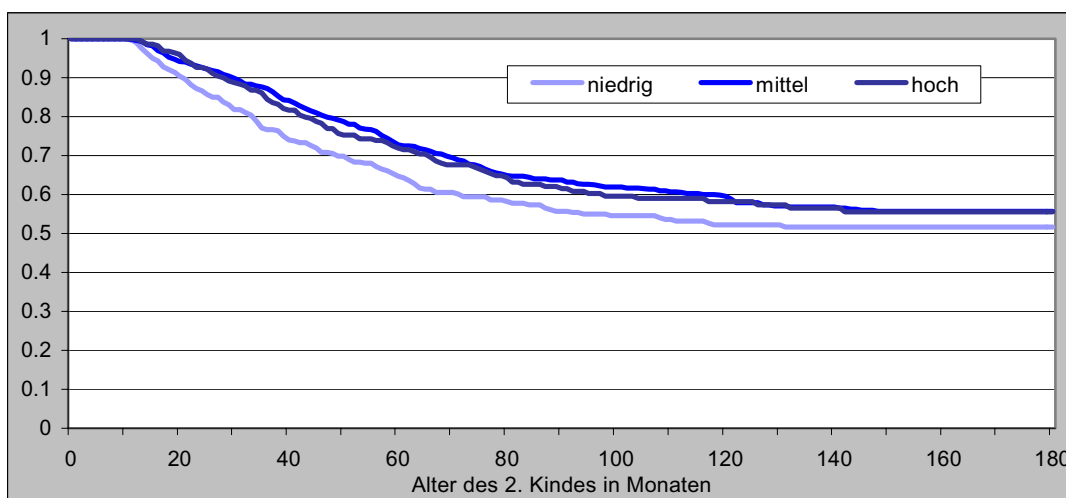


Grafik 27: Westdeutschland - Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind nach höchstem Bildungsabschluss der Mutter: Geburtskohorten 1952-1972

In Norwegen beobachten wir anhand der Survivalfunktionen eine andere Situation (Grafik 28). Die Differenzen zwischen den Bildungsabschlüssen sind weniger deutlich ausgeprägt als in Westdeutschland und haben eine grundsätzlich andere Reihenfolge. In Norwegen sind es Mütter (von zwei Kindern) mit niedrigen Bildungsabschlüssen, welche zum größten Anteil (ca. 48 Prozent) ein drittes Kind bekommen. Norwegische Mütter mit mittleren bzw. hohen Bildungsabschlüssen liegen ungefähr auf dem selben Level und bekommen zu rund 44 Prozent ein drittes Kind.

Vor allem in den mittleren Bildungsgruppen liegen diese Werte also deutlich über denen von Westdeutschland. Der Anteil der hochgebildeten und niedrig gebildeten Mütter, die noch ein drittes Kind bekommen, unterscheidet sich jedoch nur gering.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass in Norwegen eine deutliche Polarisierung zwischen den einzelnen Bildungsniveaus ausbleibt. Das unterschiedliche Humanver-



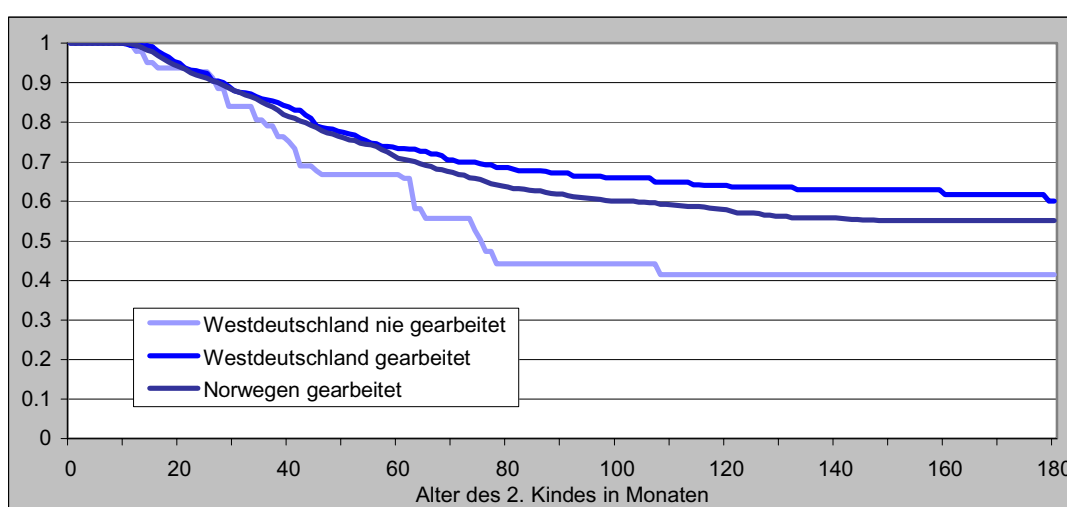
Grafik 28: Norwegen - Kaplan-Meier-Survivalfunktion – Übergang zum dritten Kind nach höchstem Bildungsabschluss der Mutter: Geburtskohorten 1945 -1968

mögen der Mütter scheint also keine so entscheidende Rolle zu spielen. Auch das Timing ist weniger unterschiedlich. So erfolgen 25 Prozent der dritten Geburten in allen Bildungsniveaus nach drei bis vier Jahren nach der Geburt des zweiten Kindes.

Nachdem wir uns einen ersten Blick über die Einflüsse des Bildungsniveaus verschafft haben, möchte soll noch die Unterschiede zwischen Westdeutschland und Norwegen hinsichtlich des Erwerbsstatus eingegangen. In Grafik 29 sehen wir drei Kurven. Für Westdeutschland ist sowohl die Survivalfunktion von Müttern, die niemals gearbeitet haben abgetragen, als auch von Müttern, die jemals in ihrem Leben erwerbstätig waren. In Norwegen trifft letzteres auf fast alle Mütter zu, dadurch entfällt die Kategorie der niemals Erwerbstätigen und es ist nur ein Survivalverlauf abgetragen. Auch in Westdeutschland ist diese Kategorie gering besetzt, aber immerhin 11 Prozent der Mütter mit zwei Kindern sind in ihrem Leben niemals gearbeitet. Schon diese Tatsache weist darauf hin, dass es einen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Nationen hinsichtlich der Integration von Frauen mit Kindern in den Arbeitsmarkt gibt.

Was sagen die Verläufe über diesen Unterschied zwischen Deutschland und Norwegen noch aus? Zum ersten haben westdeutsche Mütter, die in ihrem bisherigen Leben Hausfrau waren, eine wesentlich höhere Übergangsrate zum dritten Kind. Über 50 Prozent dieser Frauen, bekommen ein drittes Kind, wenn sie bereits zwei Kinder ha-

ben. Außerdem erfolgt die Geburt schneller nach dem zweiten Kind, als bei erwerbstätigen Frauen. Aus dieser Gruppe bekommen nur ca. 40 Prozent auch noch ein drittes Kind. Die Survivalfunktion der norwegischen Zwei-Kind-Mütter verläuft zwischen den beiden deutschen Kurven. Es zeigt sich also, dass erwerbstätige, norwegische Mütter von zwei Kindern häufiger dritte Kinder bekommen, als das in Westdeutschland der Fall ist. In Norwegen haben 45 Prozent dieser Mütter ein drittes Kind. Erstaunlich ist dabei, dass sich bei arbeitenden Müttern in Westdeutschland und Norwegen das Timing, also der Abstand zum zweiten Kind, über eine lange Zeit nicht unterscheidet.



Grafik 29: Kaplan-Meier-Survival-Funktion: Übergang vom zweiten zum dritten Kind nach Erwerbsstatus – ausgewählte Geburtsjahrgänge 1952 bis 1960 (Westdeutschland); 1945, 1950 und 1955 (Norwegen)

Diese hier gefundenen Unterschiede in Bezug auf das Bildungsniveau und auf die Erwerbsbeteiligung von Zwei-Kind-Müttern, erhärtet die These, dass sich Norwegen und Westdeutschland gerade hinsichtlich von Vereinbarkeitslösungen unterscheiden, welche Opportunitätsstrukturen beeinflussen können und dadurch die Geburt von dritten Kindern beeinflussen. In Norwegen zeichnet sich dabei eine scheinbar günstigere Situation ab. Die These von Esping-Andersen, nach der sowohl ein hohes Bildungsniveau, als auch eine starke Arbeitsmarktbeteiligung nicht zwingend mit niedrigen Kinderzahlen gekoppelt sind, scheint sich zu bestätigen. In den nun folgenden multivariaten Ereignisdatenanalysen wird sich zeigen, ob sich diese Argumentation tatsächlich bestätigt, oder ob andere Faktoren diese Effekte bedingen.

5.6. Ereignisdatenanalyse

Die in Abschnitt 5.4.2. beschriebenen Variablen wurden in fünf ereignisdaten-analytischen Modellen zur Schätzung der Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt von westdeutschen und norwegischen Frauen verwendet. Die unterschiedlichen Modelle stehen für spezielle Variablengruppen, die nacheinander zu einem Gesamtmodell zusammengefügt wurden.

Im ersten Modell wurden neben der Baseline-Funktion Informationen zum familiären Hintergrund, Altervariablen und das Timing von dritten Geburten berücksichtigt. In Modell Nummer 2 wurden Variablen hinzugefügt, welche das Humankapital der Frau messen (Bildungsniveau und Erwerbsbeteiligung). Um zu erwartende Effekte von Partnercharakteristika zu kontrollieren, wurde in Modell 3 das Bildungsniveau des Partners eingefügt, über welches das Humanvermögen des Partners modelliert werden sollte. In Modell Nummer 4 werden dann Effekte des sich verändernden Familienstandes berücksichtigt. Im Gesamtmodell (Modell 5) wird neben den Variablen in Modell 4 eine weitere zeitliche Dimension eingeführt, die Geburtskohortenzugehörigkeit der Mütter. Nun den Effekten der Variablen in den einzelnen Modellen, wie sie in den beiden folgenden Tabellen dargestellt sind.

Ich werde nun näher auf die Effekte jeder einzelnen Variable eingehen und dabei untersuchen, in wie weit sich die vorher aufgestellten Hypothesen bestätigen. Wie anhand der Tabellen zu sehen ist sind viele der noch zu diskutierenden Effekte nicht signifikant. Die Ursache liegt unter anderem in den (vor allem im deutschen FFS) sehr niedrigen Fallzahlen von zweiten und dritten Geburten. Daher werden im Folgenden nicht nur signifikante Effekte interpretiert.

		Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
	Baseline – Alter des zweiten Kindes					
	0 bis drei Jahre	0.0040 ***	0.0046 ***	0.0037 ***	0.0037 ***	0.0041 ***
	4 bis 6 Jahre	0.0065 ***	0.0075 ***	0.0061 ***	0.0060 ***	0.0076 ***
	7 bis 10 Jahre	0.0022 ***	0.0026 ***	0.0022 ***	0.0022 ***	0.0031 ***
	über 10 Jahre	0.0008 ***	0.0010 ***	0.0008 ***	0.0007 ***	0.0011 ***
1	Alter bei der 1. Geburt					
	14 bis unter 20 Jahre	1.22	1.12	1.19	1.25	1.10
	21 bis unter 25 Jahre	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
	26 bis unter 30 Jahre	0.70 +	0.64 *	0.61 *	0.64 *	0.72
	über 30 Jahre	0.57	0.55	0.49	0.51	0.59
2	Abstand zwischen 1. und 2. Geburt					
	0 bis unter 3 Jahre	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
	3 bis unter 6 Jahre	0.56 ***	0.55 ***	0.53 ***	0.51 ***	0.55 ***
	6 bis unter 10 Jahre	0.54 *	0.56 *	0.55 *	0.61	0.70
	über 10 Jahre	1.64	1.72	1.51	1.02	1.44
3	Geschlecht des 1. und 2. Kindes					
	2 Jungen	1.27	1.20	1.16	1.17	1.23
	2 Mädchen	1.26	1.25	1.22	1.30	1.29
	Unterschiedlich	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
4	Größe Wohnort bis 15. Lebensjahr					
	Land	0.80	0.82	0.75	0.80	0.89
	Stadt	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
5	Höchste Ausbildung der Mutter					
	Niedrig		1.37 *	1.47 **	1.48 **	1.55 **
	Mittel		1.00	1.00	1.00	1.00
	Hoch		2.30 ***	1.85 *	1.79 *	2.00 **
	fehlende Angabe		1.55	1.79	1.36	1.32
6	Jemals arbeitende Mutter					
	niemals gearbeitet		1.00	1.00	1.00	1.00
	Gearbeitet		0.67 **	0.75	0.67 **	0.81
7	Höchste Ausbildung des Partners					
	keinen Partner			1.14	1.12	0.93
	Niedrig			1.16	1.16	1.13
	Mittel			1.00	1.00	1.00
	Hoch			2.05 **	2.12 ***	2.13 ***
	fehlende Angabe			0.69	0.74	0.77
8	Familienstand zwischen 2. und 3. Kind					
	1. Heirat				1.00	1.00
	2. oder höhere Heirat				4.29 ***	4.45 ***
	geschieden / verwitwet				1.04	0.99
	niemals verheiratet				1.07	1.14
9	Geburtskohorte der Mutter					
	1952 bis 1960					0.56 ***
	1961 bis 1965					1.00
	1966 bis 1972					1.89 *
	Freiheitsgrade	13	17	21	24	26
	Personenmonate "at risk"	49965	49965	49965	49965	49965
	Log Likelihood	- 500.75	-494.15	-488.34	-479.06	-471.41
	Signifikanz des Modells	***	***	***	***	***

*** = signifikant: $p \leq 0.01$

** = signifikant: $p \leq 0.05$

* = signifikant: $p \leq 0.1$

Tabelle 5: Westdeutschland – Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt von Müttern mit bereits zwei Kindern (Geburtskohorten 1952 bis 1972), Hazardratios

		Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
	Baseline - Alter des zweiten Kindes					
	0 bis drei Jahre	0.0039 ***	0.0036 ***	0.0031 ***	0.0035 ***	0.0036 ***
	4 bis 6 Jahre	0.0060 ***	0.0055 ***	0.0048 ***	0.0054 ***	0.0055 ***
	7 bis 10 Jahre	0.0028 ***	0.0026 ***	0.0022 ***	0.0024 ***	0.0025 ***
	über 10 Jahre	0.0008 ***	0.0008 ***	0.0006 ***	0.0007 ***	0.0007 ***
1	Alter bei der 1. Geburt					
	14 bis unter 20 Jahre	1.29 ***	1.32 ***	1.35 ***	1.29 ***	1.30 ***
	21 bis unter 25 Jahre	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
	26 bis unter 30 Jahre	0.81	0.77 *	0.77 *	0.75 *	0.75 *
	über 30 Jahre	0.80	0.79	0.76	0.68	0.67
2	Abstand zwischen 1. und 2. Geburt					
	0 bis unter 3 Jahre	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
	3 bis unter 6 Jahre	0.51 ***	0.51 ***	0.51 ***	0.51 ***	0.51 ***
	6 bis unter 10 Jahre	0.38 ***	0.38 ***	0.38 ***	0.33 ***	0.34 ***
	Über 10 Jahre	0.70	0.68	0.70	0.62	0.62
3	Geschlecht des 1. und 2. Kindes					
	2 Jungen	1.48 ***	1.47 ***	1.46 ***	1.43 ***	1.44 ***
	2 Mädchen	1.22 *	1.21 *	1.21 *	1.18	1.18
	unterschiedlich	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
4	Größe Wohnort bis 15. Lebensjahr					
	Land	1.37 ***	1.40 ***	1.41 ***	1.45 ***	1.44 ***
	Stadt	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
5	Höchste Ausbildung der Mutter					
	niedrig		1.09	1.13	1.15	1.15
	mittel		1.00	1.00	1.00	1.00
	hoch		1.25 *	1.18	1.21	1.21
	fehlende Angabe		1.20	1.16	1.13	1.13
6	Jemals arbeitende Mutter					
	niemals gearbeitet		1.00	1.00	1.00	1.00
	gearbeitet		1.01	0.95	0.86	0.80
7	Höchste Ausbildung des Partners					
	keinen Partner			0.69	0.79	0.80
	niedrig			1.15	1.13	1.12
	mittel			1.00	1.00	1.00
	hoch			1.41 **	1.33 **	1.32 *
	fehlende Angabe			1.32 **	1.30 **	1.28 *
8	Familienstand zwischen 2. und 3. Kind					
	1. Heirat				1.00	1.00
	2. oder höhere Heirat				3.76 ***	3.75 ***
	geschieden / verwitwet				0.93	0.94
	niemals verheiratet				0.84	0.85
9	Geburtskohorte der Mutter					
	1945					1.12
	1950 und 1955					1.00
	1960					1.19
	1965 und 1968					0.69
	Freiheitsgrade	13	17	21	24	27
	Personenmonate "at risk"	137114	137114	137114	137114	137114
	Log Likelihood	-1434.62	-1432.83	1428.59	-1414.94	-1413.48
	Signifikanz des Modells	***	***	***	***	***

*** = signifikant: $p \leq 0.01$

** = signifikant: $p \leq 0.05$

* = signifikant: $p \leq 0.1$

Tabelle 6: Norwegen – Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt von Müttern mit bereits zwei Kindern (Geburtskohorten 1945 bis 1968), Hazardratios

Die Baseline-Funktion, die das Dritt-Geburtsrisiko in Abhängigkeit von Alter des zweiten Kindes angibt, nimmt den prognostizierten Verlauf und die aufgestellte Hypothese bestätigt sich. Alle Kategorien dieser Variable sind höchst signifikant. Das heißt, die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen ist in den ersten sechs Jahren nach der Geburt des zweiten Kindes am höchsten. Wobei das Maximum zwischen drei und sechs Jahren liegt. Die erwarteten Unterschiede zwischen Westdeutschland und Norwegen treten zumindestens tendenziell auf. Das Risiko einer dritten Geburt unterscheidet sich im Gesamtmodell für norwegische Mütter innerhalb der ersten sechs Jahre nicht so stark, wie das in Westdeutschland der Fall ist. Die Tatsache, dass in den alten Bundesländern erst für Kinder ab drei Jahren annähernd ausreichend Betreuungsplätze zur Verfügung stehen, scheint diesen Unterschied maßgeblich zu beeinflussen. In Norwegen bestehen dagegen für Kinder unter drei Jahren ausreichend Betreuungsmöglichkeiten. Damit wird sowohl der Organisationsaufwand verringert, als auch die Vereinbarkeit von Kindern mit anderen Lebensbereichen gefördert.

Diese Darlegungen bestätigen vor allem die Thesen von Esping-Andersen (1990, 1999), nach denen die Wahrscheinlichkeit von Geburten maßgeblich von der zur Verfügung stehenden alternativen Betreuungseinrichtungen abhängt, da sie Opportunitätskosten für Mütter senken können. Wie sich zeigt, kann dies teilweise auch auf die Geburt von dritten Kindern angewendet werden.

Ein wesentlicher Grund für den starken Rückgang der Wahrscheinlichkeit nach sechs Jahren in beiden Ländern, ist sicher auch in der von Huinink (1995) vertretenen These zu suchen, nach der vor allem zweite Kinder als „Kind für das Kind“ geboren werden. Also aus der Motivation heraus eine gute Sozialisationsumgebung zu schaffen. Zum einen bestätigt sich diese These durch die Polarisierung auf kinderlose Frauen und Zwei-Kind-Mütter in Westdeutschland (Huinink 1988, 1995, 2002). Zum anderen durch die oben dargestellten Survivalverläufe des Übergangs zum zweiten Kind. Sowohl norwegische, als auch deutsche Mütter bekommen zum größten Anteil ihr zweites Kind drei bis vier Jahre nach der ersten Geburt. Ein großer Altersabstand zwischen den Kindern wird also als störend empfunden. Das kann auch auf die Geburt von dritten Kindern angewendet werden. Wenn die Geburt eines dritten Kindes gewollt und geplant stattfindet, so ist es sehr wahrscheinlich, dass ein sehr großer Altersabstand (von mehr als sechs Jahren) nicht nur zwischen den beiden ersten Kindern, sondern auch zu den beiden vorher geborenen Kindern als Nachteil beim Aufwachsen angesehen wird. Somit konzentrieren sich die meisten dritten Geburten auf

das Zeitintervall von null bis sechs Jahren. Auch der in Norwegen und Westdeutschland höchst signifikante, negative Effekt des Abstandes zwischen dem ersten und dem zweiten Kind, belegt diese Argumentation. Diese Tatsachen können zum einen als Investition in die „soziale Qualität“ der Kinder interpretiert werden, da für eine bessere Sozialisationsumgebung gesorgt wird. Sie stützen sowohl die Thesen des Value-of-Children Ansatzes, als auch die Darlegungen von Huinink.

Der Anstieg der Wahrscheinlichkeit bei einem Abstand von über zehn Jahren in Westdeutschland ist auf die sehr geringe Fallzahl und damit auf einen Selektionseffekt in dieser Kategorie zurückzuführen und kann nicht sinnvoll interpretiert werden.

Hat das Geschlecht der ersten beiden Kinder einen Einfluss auf das Risiko einer dritten Geburt? Es hat einen Einfluss. Die oben von mir abgeleitete Hypothese bestätigt sich. In beiden Ländern steigt die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zur Welt zu bringen, wenn die beiden ersten das gleiche Geschlecht hatten. Es scheint damit die Hoffnung verknüpft zu sein, dass das nächste Kind vom anderen Geschlecht ist und somit die Familie komplettiert. Während es in Westdeutschland allerdings keinen Unterschied macht, ob es Jungen oder Mädchen waren (und der Effekt nicht signifikant ist), so ist dies in Norwegen von signifikanter Bedeutung. Das Risiko einer dritten Geburt ist um ca. 25 Prozent höher, wenn die beiden ersten Kinder Jungen waren.

Auch diese Effekte lassen sich als eine Untermauerung des Value-of-Children-Ansatz bzw. des Mehrebenenmodells interpretieren. Sowohl der VOC (Hoffman und Hoffman 1973, Friedman, Hechter und Kanazawa 1994), als auch Huinink (1995) thematisieren die Exklusivität der Eltern-Kind-Beziehung in Hinblick auf Interaktion, Kommunikation und Sozialisation. Die Familie als Ort, an dem Mutter, Vater und Kinder als Vollpersonen agieren können. Für das Verhältnis zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, kann ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis von Vorteil sein, dies gilt in gleichem Maße für die Eltern, als auch für Kinder. Eine solche Situation würde demnach vor allem mehr psychischen Nutzen stiften und die Motivation ein drittes Kind zu bekommen erhöhen.

Die besondere Situation in Norwegen, nach der nach der Geburt von zwei Jungen häufiger ein weiteres Kind gewünscht wird, ist erstaunlich. In ähnlichen Untersuchungen wie von Andersson et. al (2004) anhand norwegischer Registerdaten, wurde dieser Effekt nicht nachgewiesen. In dem hier geschätzten Modell bleiben die Gründe für diesen Geschlechtereffekt offen.

Die nächste Variable, deren Einfluss diskutiert werden soll, ist die Größe des Wohnortes bis zum 15. Lebensjahr. Die aufgestellte Hypothese, nach der in ländlichen Gebieten die Wahrscheinlichkeit eine dritte Geburt zu haben höher sein sollte, bestätigte sich im Modell nur für Norwegen. Die ökonomische Theorie nach Becker (1990), würde diesen Effekt erwarten lassen. Man kann argumentieren, dass in ländlichen Gebieten auch Familien mit landwirtschaftlichem Hintergrund häufiger vorkommen. Hier kann es also aus ökonomischen Gesichtspunkten durchaus sinnvoll sein, mehr Kinder zu haben, die ab einem bestimmten Alter auf dem Hof mithelfen können. Man könnte außerdem aus traditioneller Sicht argumentieren, dass es in diesen ländlichen Gebieten zu einem früheren Zeitpunkt üblich war mehr Kinder zu haben, vor allem aus ökonomischen Gründen (Sieder 1991). Außerdem kann unterstellt werden, dass die eigene Geschwisterzahl die gewünschte und realisierte Kinderzahl beeinflusst (Kravdal 1990) und somit die Familiengröße „weitervererbt“ wird. Es könnte sich also dabei um einen Sozialisationseffekt handeln, der in einer ursprünglichen ökonomischen Motivation begründet liegt.

In Westdeutschland stellt sich der Zusammenhang genau entgegengesetzt dar, er ist jedoch nicht signifikant. In ländlichen Gebieten werden demnach mit geringerer Wahrscheinlichkeit dritte Kinder geboren, als in Städten. Wie ein hier nicht weiter expliziertes Interaktionsmodell gezeigt hat, ist dies unter anderem auf einen Bildungseffekt des Partners zurückzuführen. Frauen die in Städten aufgewachsen sind und einen hochgebildeten Partner haben, haben ein fast doppelt so hohes Risiko (um Vergleich zu allen anderen Kategorien) eine dritte Geburt zu erfahren. Aufgrund der geringen Fallzahl und die fehlenden Signifikanz sollte dieser Effekt allerdings nicht überinterpretiert werden.

Variablen, welche das Humanvermögen von westdeutschen und norwegischen Müttern messen, wurden im zweiten Modell hinzugefügt. Bildungseffekte ergeben sich, wie aufgrund der theoretischen Argumentationen und der vorgestellten empirischen Studien zu erwarten war, in Hinblick auf das Alter bei der ersten Geburt. In Westdeutschland wird dieser Effekt des Alters bei der ersten Geburt um 10 Prozent kleiner, in Norwegen verändert sich das Niveau nicht. In beiden Ländern wird der Effekt allerdings nach dem Hinzufügen der Bildung bzw. des Erwerbsstatus signifikant. Der Effekt des Alters bei der ersten Geburt ist eng mit dem höchsten erworbenen Bildungsabschluss verknüpft. Dies ist einleuchtend, je nach Höhe des Bildungsniveaus verlängert oder verkürzt die Ausbildungszeit der Frauen. Während dieser Zeit werden

selten Familien gegründet bzw. erweitert. Je höher die Bildung einer Frau, desto später bekommt sie ihre Kinder (siehe dazu Argumentationen in Abschnitt 5.1. und 5.2.). Die in meinem Modell auftretenden Bildungseffekte bestätigen die vom mir aufgestellten Hypothesen. Sowohl in Norwegen, als auch in Westdeutschland hat der Effekt eine U-Form. Das heißt, die Wahrscheinlichkeit nach einem zweiten Kind auch noch ein drittes zu bekommen, ist in den niedrigsten und höchsten Bildungsniveaus am größten.

Die Argumentationen der ökonomischen Theorie können dabei nur auf den Einfluss der niedrigen Bildungsniveaus angewendet werden und diesen konsistent begründen. Nach der ökonomischen Theorie haben Frauen und Mütter mit geringer Bildung die geringsten Opportunitätskosten zu tragen, da sie nur wenig Aussicht auf hochbezahlte Beschäftigungen haben. Die Hindernisse ein weiteres Kind zu bekommen sind also aus dieser Perspektive gering. Über diese Argumentation lässt sich allerdings nicht erklären, warum hochgebildete Mütter von zwei Kindern am ehesten noch ein drittes Kind bekommen und dieser Effekt in Westdeutschland und Norwegen signifikant ist. Hier helfen die von Esping-Andersen (Einfluss der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Abschnitt 2.3) und Huinink¹² (Elternschaft im Lebensverlauf in Abschnitt 2.4.3.) angestellten Überlegungen weiter. So kann argumentiert werden, dass hochgebildete Mütter am ehesten die Möglichkeit haben Betreuungsplätze für ihre Kinder zu organisieren und zu finanzieren. Sie können also aufgrund ihrer besseren Ressourcen (sowohl materielle, als auch immaterielle) die gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen effizienter nutzen, als Frauen mit niedrigem Bildungsniveau und damit Unsicherheiten minimieren. So wird es für sie leichter neben zwei Kindern auch noch ein drittes Kind zu versorgen und in die Familie zu integrieren. Der im Modell auftretende Unterschied zwischen Westdeutschland und Norwegen bestätigt diese Überlegungen. Das Bildungsniveau norwegischer Mütter hat generell einen geringeren Einfluss auf dritte Geburten, als in Westdeutschland. Da in Norwegen, als sozialdemokratisch, universalistisches Wohlfahrtsregime, die Defamilialisierung weit fortgeschritten ist, können auch Mütter die über weniger Ressourcen verfügen, ihren Wunsch nach drei Kindern verwirklichen. In diesem Fall bedeutet das, dass durch das umfassende Angebot von öffentlichen bzw. staatlich unterstützten Betreuungseinrichtungen, sowohl die tatsächlichen Kosten, als auch die anfallenden Opportunitätskosten gesenkt werden. Familienleben und Beruf sind also tatsächlich vereinbar. Dies

¹² Insbesondere die Argumentationen zum Perspektiven-, Ressourcen- und Vereinbarkeitsproblem (Huinink 1995, S.184ff).

wird zum einen durch die äußerst hohe Erwerbsbeteiligung bestätigt, die im Modell ebenfalls berücksichtigt wurde. Zum anderen durch den ausbleibenden Effekt der Erwerbsbeteiligung auf die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen.

In Westdeutschland sieht es ein wenig anders aus. Es gibt einen signifikanten Effekt, der zeigt, dass Mütter die niemals in ihrem Leben erwerbstätig waren, mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind bekommen. Er verliert allerdings im Gesamtmodell seine Signifikanz, bei Kontrolle der Geburtskohorte. Der Effekt der Erwerbsstatus ist demnach auf Veränderung der Erwerbsbeteiligung zwischen den verschiedenen Geburtsjahrgängen zurückzuführen.

Im nächsten Schritt wurde das Ausbildungsniveau des Partners im Modell berücksichtigt. Wie erwartet hat es in Westdeutschland und Norwegen einen starken Einfluss auf die Geburt von dritten Kindern. Hat der Partner einen Universitäts- oder einen vergleichbaren Abschluss, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Partnerin ein drittes Kind zur Welt bringt am höchsten. Der Effekt hat auch hier eine leichte U-Form. Dies widerspricht zumindest teilweise meiner aufgestellten Hypothese. Bestätigt wurde allerdings die Vermutung, dass das Bildungsniveau des Partners mit dem Bildungsniveau der Mutter interagiert. In Norwegen nimmt der Bildungseffekt der Mutter leicht ab und verliert seine Signifikanz. In Westdeutschland nimmt er deutlich ab (sinkt um ca. 20 Prozent), ist aber weiterhin signifikant.¹³ Diese Interaktion ist in den nachfolgenden Tabellen dargestellt.

		Höchste Ausbildung der Mutter			
		niedrig	mittel	Hoch	k.A.*
Höchste Ausbildung des Partners	Partnerlos	2.06	2.69	4.52 *	0.75
	niedrig	2.50 ***	1.55	6.69 *	2.29
	mittel	2.67 **	1.00	7.88 ***	-
	hoch	4.24 ***	4.14 ***	4.94 ***	-
	k.A.*	1.55	1.04	1.73	4.08 **

Tabelle 7: Westdeutschland - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und höchste Ausbildung des Partners (kontrollierte Faktoren: Alter bei 1. Geburt, Abstand zwischen 1. und 2. Geburt, Geschlecht des 1. und 2. Kindes, Größe des Wohnortes, Erwerbsstatus der Mutter, Veränderung des Familienstands zwischen 2. und 3. Geburt, Geburtskohorte). *k.A. = keine Angaben

¹³ Auch die Kategorie in der fehlende Angaben zum Bildungsabschluss des Partners kontrolliert wurden, zeigt vor allem in Norwegen signifikante, positive Effekte auf die Dritt-Geburtswahrscheinlichkeit. Auf diese Effekte wird allerdings nicht näher eingegangen werden, da eine sinnvolle Interpretation nicht möglich ist.

		Höchste Ausbildung der Mutter			
		niedrig	mittel	Hoch	k.A.*
Höchste Ausbildung des Partners	Partnerlos	0.63	1.48	-	-
	niedrig	1.22	1.03	0.77	-
	mittel	0.97	1.00	0.50	-
	hoch	1.25	1.17	1.92 ***	-
	k.A.*	1.44 **	1.13	1.44 **	1.72

Tabelle 8: Norwegen - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und höchste Ausbildung des Partners (kontrollierte Faktoren: Alter bei 1. Geburt, Abstand zwischen 1. und 2. Geburt, Geschlecht des 1. und 2. Kindes, Größe des Wohnortes, Erwerbsstatus der Mutter, Veränderung des Familienstands zwischen 2. und 3. Geburt, Geburtskohorte). *k.A. = keine Angaben

Wie anhand der beiden Interaktionsmodelle zu erkennen ist, ist ein Teil des positiven Effektes des weiblichen Ausbildungsniveaus auf die Bildung des jeweiligen Partners zurückzuführen. Im norwegischem Modell wird dies besonders deutlich. Hat der Partner ein hohes Bildungsniveau, so ist die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen am höchsten (nicht signifikant), das gilt für alle Bildungsabschlüsse der Frau. Einen positiven Einfluss auf die Geburt von dritten Kindern hat die Bildung der Frau nicht mehr (alle Werte liegen deutlich unter denen der Referenzkategorie – siehe Tabelle 8). Der Effekt verstärkt sich jedoch, wenn beide Partner über eine hohe Bildung verfügen, dann ist die Wahrscheinlichkeit fast doppelt so hoch, wie in der Referenzkategorie. In Norwegen ist also der leicht positive Bildungseffekt der Partnerin vor allem auf die Ressourcen des Partners zurückzuführen. Ein hochgebildeter Partner hat die Möglichkeit auf dem Arbeitsmarkt ein hohes Gehalt erzielen und damit eine Familienerweiterung aus ökonomischer Sicht vereinfachen. Dieser Effekt widerspricht zum Teil den vorherigen Argumentationen zum Einfluss des Bildungsniveaus norwegischer Frauen, nachdem eine unterschiedliche Ressourcenausstattung (der Frau oder des Partners) in Norwegen aufgrund der universalistischen Familien- und Frauenpolitik nicht ins Gewicht fallen dürfte.

Vergleicht man das norwegische Setup allerdings mit der westdeutschen Situation, so zeigt sich, dass der Einfluss des Bildungsniveaus des Partners in Norwegen relativ gering ist. In Westdeutschland haben Mütter von zwei Kindern, die mit einem hochgebildeten Partner zusammenleben ein drei- bis vierfach so hohes Dritt-Geburtsrisiko wie die Referenzkategorie. Der Effekt ist also um ein vielfaches stärker. Dies bestätigt wiederum die bereits angestellten Überlegungen. Demnach hat in Westdeutschland nicht nur die Ressourcenausstattung der Mutter (in Form von Bildung) einen Effekt auf die Geburt von dritten Kindern, sondern vor allem die des Partners. Der positive Bildungseffekt wird vor allem durch die Ausbildung des Partners vermittelt. Das

spricht dafür, dass aufgrund einer besseren finanziellen Ausstattung (bedingt durch ein hohes Bildungsniveau) Familien mit mehr als zwei Kindern begünstigt werden, da beispielsweise Betreuungskosten finanzierbar sind. Es bestätigen sich demnach auch in diesem Fall die Thesen von Huinink (1995) und Esping-Andersen (1990, 1999), die ausführlich in Abschnitt 2.3. und 2.5 dargelegt wurden.

In Modell 4 wurde neben den anderen Variablen, der Familienstand bzw. dessen Veränderung zwischen der zweiten und der dritten Geburt kontrolliert. Diese Variable wurde zeitabhängig modelliert. Die aufgestellten Hypothesen bestätigten sich zum größten Teil. Mütter die mehrmals verheiratet waren bzw. in diesem Zeitraum eine zweite Heirat erfahren, haben ein signifikant höheres Risiko ein drittes Kind zur Welt zu bringen. Es existiert dabei kein nennenswerter Unterschied zwischen Westdeutschland und Norwegen. Dies gilt allerdings nicht für Mütter, welche in gleichen Zeitraum zum ersten Mal heiraten. Erfolgt also eine erste Heirat zwischen der zweiten und dritten Geburt, hat das keinen Effekt auf die Geburt eines dritten Kindes.

Die eben beschriebenen Effekte bestätigen die Hypothese, die nach Huinink (1995) und dem Value-of-Children Ansatz (1973) abgeleitet wurden. Danach hat ist die dritte Geburt eng damit verknüpft, ob nach dem zweiten Kind noch einmal geheiratet wird oder nicht. Das Kind wird also höchstwahrscheinlich mit dem neuen Partner gezeugt und kann unter anderem als Festigung und Bestätigung der gemeinsamen Partnerschaft interpretiert werden. Aus der Sicht des VOCs und des Mehrebenenansatzes von Huinink ist dabei der besondere Nutzen aus der Verbindung von Partnerschaft und Elternschaft als relativ hoch zu bewerten. Dabei spielen Nutzendimensionen wie Selbstwirksamkeitserfahrungen, das Fortleben der eigenen Person (sowohl der Mutter, als auch des Vaters) in einem gemeinsamen Kind und die Bindung an eine gemeinsame Familie (Primärgruppe) eine große Rolle. Auch die Interaktion zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, dürfte ein zusätzliches, gemeinsames Kind positiv beeinflussen, da nach Huinink gerade in der (leiblichen) Eltern-Kind-Beziehung der größte Teil des emotionalen Nutzens von Elternschaft und Familie begründet liegt und damit für beide Partner höchst erstrebenswert ist. Der ausbleibende Effekt einer ersten Heirat zwischen dem zweiten und dem dritten Kind, lässt sich auf die geringe Fallzahl zurückführen. Es ist dabei einleuchtend, dass sich nur sehr wenige Mütter erst nach der Geburt des zweiten Kindes entscheiden heiraten. Die Begründung dafür liegt in der immernoch sehr engen Verknüpfung der Geburt eines Kindes und der E-

heschließung. Dieser Zusammenhang wurde im deskriptiven Teil sowohl für Westdeutschland, als auch für Norwegen nachgewiesen.

Den Zusammenhang einer mehrfachen Heirat und der Geburt eines dritten Kindes, kann auch mithilfe der ökonomischen Theorie (Becker 1993) begründet werden. So kann sich die ökonomische Situation einer Mutter durch einen neuen Partner wesentlich verbessern, wenn sie beispielsweise vorher alleinstehend war. Dies kann dazu führen, dass sie ihren Wunsch nach mehr als zwei Kindern verwirklicht. Vorstellbare Gründe dafür könnten sein: Eine eigene Erwerbstätigkeit ist finanziell nicht mehr notwendig, also kann sich die Mutter auf die Kinderbetreuung konzentrieren. Oder, durch das Einkommen des Partners ist auch die Finanzierung von weiteren Kinderbetreuungsplätzen gesichert.

Ich denke, dass in diesem Fall die Kombination beider Erklärungsansätze am sinnvollsten ist, da sicherlich nicht nur ökonomische oder sozial-psychologische Motivationen diese Entscheidung beeinflussen.

Kommen wir nun zum Gesamtmodell und dem letzten, eingefügten Faktor, der Geburtskohorte der Mutter. Mithilfe dieser Variable sollten Veränderungen des Dritt-Geburtsverhaltens zwischen den einzelnen Kohorten untersucht werden. Es wurde dabei angenommen, dass sich die Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zu bekommen sich über die Zeit verringert. Diese Hypothese bestätigte sich weder in Norwegen noch in Westdeutschland. In Norwegen ist der Effekt des Geburtsjahrganges der Mutter nicht signifikant und ändert sich nur in der jüngsten Kohorte merklich. In Westdeutschland ist der Effekt zwar signifikant, er zeigt jedoch in eine völlig andere Richtung. Je später eine Frau geboren wurde, desto wahrscheinlicher ist eine dritte Geburt. Dieses Ergebnis ist sehr erstaunlich.

Der (nicht vorhandene) Effekt des Geburtsjahrgangs in Norwegen lässt sich plausibel erklären. Der Darstellung von Esping-Andersen folgend, kann argumentiert werden, dass in Norwegen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für alle Frauen gleichermaßen einen positiven Effekt auf die Geburt von dritten Kindern haben. Zwar haben sich auch in Norwegen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit der Zeit verändert und verbessert, die generelle sozialdemokratische Prägung des wohlfahrtsstaatlichen Regimes scheint allerdings von größerer Bedeutung zu sein. Es also nicht entscheidend ist, aus welcher Geburtskohorte die Mütter stammen. Diese These wird auch von der Tatsache gestützt, dass mit der Kontrolle der Kohorte sich keine andere Variable im Modell verändert.

Der positive Effekt der Geburtskohorte in Westdeutschland ist höchstwahrscheinlich auf einen Selektionsprozess zurückzuführen, der durch die im FFS befragten Altersgruppen bedingt wird. Im deutschen FFS wurden Frauen im Alter zwischen 20 und 40 Jahren befragt. Frauen aus den jungen Geburtskohorten befinden sich also gerade erst am Anfang ihrer Fertilitätskarriere und dürften nur zu einem sehr geringen Anteil überhaupt schon ein Kind haben. Frauen die in diesen jungen Altern bereits zwei Kinder haben (nur diese wurden in meinem Modell berücksichtigt), weisen also eine sehr hohe Familienorientierung auf bzw. weichen vom „normalen“ Fertilitätsverhalten stark ab und haben somit auch ein wesentlich höheres Risiko ein drittes Kind zu bekommen.

Ein weiterer Unterschied im Vergleich zu Norwegen, ist der Einfluss der Geburtskohorte auf das Bildungsniveau und auf den Erwerbstätigkeitsstatus der Mutter. Der Bildungseffekt wird bei Kontrolle der Geburtskohorte stärker, während der Erwerbsstatus seine Signifikanz verliert (siehe dazu Tabelle 5, Modell 5). Die Veränderungen beider Effekte lassen sich vor allem mit der angestiegenen Bildungs- und Arbeitsmarktpartizipation von westdeutschen Müttern begründen. In den jüngeren Kohorten haben sie höhere Ausbildungsniveaus und dadurch bessere Möglichkeiten erwerbstätig zu sein (siehe Argumentationen und Deskription in Abschnitt 4.3).

Die folgende Tabelle zeigt ein Interaktionsmodell zwischen der Geburtskohorte und dem höchsten Ausbildungsabschluss der Mutter, um diesen Zusammenhang erklären zu können.

		höchste Ausbildung der Mutter			
		niedrig	Mittel	hoch	k.A.
Kohorte	1952 bis 1960	1.18	0.96	1.61	1.10
	1961 bis 1965	2.53 **	1.00	5.78 *	2.70 *
	1966 bis 1972	5.02 ***	2.01	-	2.11

Tabelle 9: Westdeutschland - Interaktionsmodell: höchste Ausbildung der Mutter und Geburtskohorte (kontrollierte Faktoren: Alter bei 1. Geburt, Abstand zwischen 1. und 2. Geburt, Geschlecht des 1. und 2. Kindes, Größe des Wohnortes, Erwerbsstatus der Mutter, Veränderung des Familienstands zwischen 2. und 3. Geburt, Geburtskohorte). *k.A. = keine Angaben

Zum einen lässt sich erkennen, dass die U-Form des Bildungseffektes vor allem auf die Kohorten zwischen 1961 und 1965 zurückzuführen ist. Zum anderen sieht man deutlich, dass in den jüngsten Kohorten (1966 bis 1972) Mütter mit einen niedrigen Bildungsabschluss eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit haben dritte Kinder zu bekommen. Es ist also zu vermuten, dass sich der positive Kohorteneffekt über die unterschiedlich hohe Dritt-Geburtswahrscheinlichkeit der einzelnen Bildungsniveaus er-

klären lässt, da in den jüngsten Kohorten sowohl Frauen mit mittleren, als auch mit hohen Bildungsabschlüssen unterrepräsentiert sind, wie sich auch anhand der fehlenden Werte von hochgebildeten Müttern in der jüngsten Kohorte erkennen lässt (siehe Tabelle 9), beeinflussen Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen die Kohortenfertilität im Modell 5 maßgeblich. Diese haben, wie gezeigt wurde, generell eine hohe Wahrscheinlichkeit ein drittes Kind zur Welt zu bringen.

Alle der hier vorgestellten und diskutierten Variablen haben einen mehr oder weniger starken Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt von dritten Kindern in Westdeutschland und Norwegen. Viele der Hypothesen, welche aufgrund theoretischer Vorüberlegungen abgeleitet wurden, haben sich bestätigt und gezeigt, dass ein einzelnes theoretisches Modell kaum zur Erklärung der Entscheidung für oder gegen eine Familienerweiterung über zwei Kinder hinaus ausreicht.

Die Frage welche wesentlichen Schlussfolgerungen sich aus dieser Darstellung ableiten, soll im abschließenden Abschnitt beantwortet werden.

6. Zusammenfassung und Fazit

Aufgabe dieser Arbeit war die verschiedenen Bestimmungsfaktoren für die Geburt eines dritten Kindes in Westdeutschland und Norwegen herauszuarbeiten und sie zu erklären. Dabei sollte vor allem auf die Unterschiede zwischen Westdeutschland und Norwegen eingegangen werden, da beide Staaten als Beispiele für grundlegend verschiedene wohlfahrtsstaatliche Regime angesehen werden können.

Es galt die Frage zu beantworten, wie sich die unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der beiden Nationen auf die individuellen Entscheidungen von Frauen auswirken, ein drittes Kind zu bekommen oder nicht. Aufgrund der hochkomplexen Struktur dieser Entscheidungssituation, wurden im theoretischen Teil deshalb verschiedene Ansätze vorgestellt und diskutiert, die Fertilitätsentscheidungen sowohl auf der Mikro-, als auch auf der Makroebene modellieren. Dabei wurde die Notwendigkeit aufgezeigt Fertilitätsentscheidungen nicht nur auf einer der beiden Ebenen zu modellieren, sondern sie ihre Wirkungsmechanismen in ein umfassendes Mehrebenenkonzept einzubinden.

Der Ansatz der „new home economics“ von Becker (1993) versucht familiales und generatives Verhalten, so auch die Entscheidung für oder gegen weitere Kinder, aufgrund von Haushaltsproduktionsfunktionen zu modellieren. Im Haushalt werden dabei nutzenstiftenden Güter (commodities) unter dem Einsatz von Ressourcen erstellt. Kinder sind nach Becker ebenfalls als commodities zu begreifen, die vor allen emotionalen Nutzen stiften. Humankapitalausstattung, vorhandene Zeit und Einkommen stellen dabei die Produktionsmittel dar. Sie unterliegen bestimmten Restriktionen, da sie nicht unbegrenzt verfügbar sind. Aufgrund dieser Knappheitssituation und der Annahme, dass der Nutzen aus verschiedenen commodities nicht immer substituierbar ist, ergibt sich die Entscheidung des Individuums für oder gegen Kinder. Sowohl die Rahmenbedingungen dieser Handlungen, als auch akteursspezifische Eigenschaften setzt Becker dabei als konstant voraus. Außerdem verzichtet er darauf genauer zu explizieren was den emotionalen Nutzen von Kindern ausmacht. Aufgrund dieser fehlenden Modellierung kann Becker zwar erklären, warum immer weniger (dritte) Kinder geboren werden, Schwierigkeiten macht aber die Erklärung warum überhaupt noch Familien mit zwei oder drei Kindern existieren. Es wurde daher versucht, die argumentativen Lücken mithilfe von anderen Theorie zu füllen.

Der Value-of-Children Ansatz (Hoffman und Hoffman 1973) kann dabei helfen die Nutzendimensionen von Kindern genauer zu konzeptionalisieren. Vor allem Nutzen,

der aus der besonderen emotionalen und psychischen Beziehung zwischen Eltern und Kindern resultiert spielt demnach eine entscheidende Rolle bei der Entscheidung für oder gegen Kinder. So konnte gezeigt werden, dass sowohl in Westdeutschland und Norwegen die Hauptmotivation bei der Geburt von Kindern nicht in materiellen oder ökonomischen Vorteilen zu suchen ist, sondern vielmehr Nutzendimensionen wie das Fortleben der eigenen Person, Selbstwirksamkeitserfahrungen, die Bindung an die eigene Familie, emotionale Befriedigung oder die Definition des eigenen Erwachsenenstatus von entscheidender Bedeutung sind. Die unter bestimmten Rahmenbedingungen eine Entscheidung für oder gegen eine Familienerweiterung begünstigen. Aber auch dieser Ansatz geht über die individuelle Handlungsebene nicht hinaus. Es besagt zwar, dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen die Entscheidungssituation und den Value-of-Children beeinflussen, verzichtet aber genau wie die „new home economics“ auf eine explizite Modellierung. Beide Ansätze haben deshalb ebenfalls gemeinsam, dass sie Unterschiede der Dritt-Geburtsneigung zwischen Norwegen und Westdeutschland nur unzureichend erklären können.

Die These des Einflusses gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf die Geburt von Kindern von Esping-Andersen (1990, 1999) schafft genau das, was die beiden vorgestellten individuellen Handlungstheorien nicht leisten. Sie beschreibt wie sich Fertilitätsentscheidungen ändern, wenn sich die Rahmenbedingung günstig oder weniger günstig darstellen, bleibt jedoch argumentativ auf dieser Makroebene. Esping-Andersen klassifiziert die Rahmenbedingen mithilfe verschiedener Wohlfahrtsstaats-typen, wobei Norwegen und Westdeutschland als exemplarische Beispiele für ein sozialdemokratisches bzw. ein konservatives Regime angesehen werden können. Thematisiert werden dabei vor allem die Abhängigkeit der Frau vom Markt und von der Familie und die damit verbundene Schaffung von Lösungen, die eine Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie ermöglichen.

Die letzten Endes erfolgte Integration der einzelnen Theorien in einem Mehrebenenmodell nach Huinink (1995), unter Berücksichtigung der zeitlichen Verortung von Fertilitätsentscheidungen im Lebensverlauf, zeigte, dass diese Art der Argumentation den größten Erklärungsgehalt bietet. Die Lösung des Vereinbarkeitsproblems, des Ressourcenproblem und des Perspektivenproblems, sind nach dieser Theorie die entscheidenden Determinanten von Fertilitätsentscheidungen. Daher wurde sowohl bei der Ableitung der Variablen und Hypothesen, als auch bei der Interpretation der Ergebnisse, auf die einzelnen Theorien eingegangen und die Argumentation auf der Mikro- und auf der Makroebene geführt.

Vor dem Hintergrund einer deskriptiven Darstellung von Fertilitätstrends, Entwicklungen von Familien- und Lebensformen und familienpolitischen Maßnahmen und Transferleistungen in Westdeutschland und Norwegen, erfolgten dann die Analysen der Daten des „International Family and Fertility Surveys“. Dies geschah zum einen mithilfe von Survivalverläufen und zum anderen mit Techniken der „Event History Analysis“ (Ereignisdatenanalyse). Ich will an dieser Stelle noch einmal die wichtigsten Ergebnisse dieser Analysen vorstellen und ihre Bedeutung für die theoretischen Argumentationen zusammenfassen.

In Westdeutschland und in Norwegen zeigte sich, dass die in Modell 1 eingeführten Kovariaten (Alters- und Timingvariablen, familiärer Hintergrund und demographische Variablen) alle klare und signifikante Effekte aufwiesen. Sie beeinflussten also die Wahrscheinlichkeit von dritten Geburten am stärksten.

So konnte aufgrund des Verlaufes der Baseline-Funktion nachgewiesen werden, dass dritte Kinder in Westdeutschland und Norwegen am ehesten in den ersten sechs Jahren nach der Geburt des zweiten Kindes zur Welt kommen. In Westdeutschland zeigt sich dabei eine Tendenz, dass die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt nach drei bis sechs Jahren höher war. Dieser Effekt wurde unter anderem mit fehlenden Kinderbetreuungsplätzen für Kleinkinder begründet. Was für die Thesen von Esping-Andersen spricht.

Trotz der grundsätzlich niedrigeren Fallzahlen im westdeutschen Sample zeigten Variablen wie das Bildungsniveau der Frau und des Partners und der Erwerbsstatus in generell stärkere und signifikante Effekte, als in Norwegen. Hier traf dies allenfalls für das Bildungsniveau des Partners zu. Diese Variablen zeigen am deutlichsten den Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf die Geburt eines dritten Kindes. Haben Kovariaten, die sowohl das finanzielle, als auch das Humankapital messen einen Einfluss (positiv oder negativ) auf die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt, so kann davon ausgegangen werden, dass bestimmte Gruppen von Müttern aufgrund ihrer Ressourcenausstattung (Humankapital, finanzielle Ausstattung) Beruf und Karriere besser miteinander vereinbaren können (Ressourcen und Vereinbarkeitsproblem nach Huinink 1995). Oder aber aufgrund von anfallenden Opportunitätskosten diese Entscheidung entweder verschieben bzw. kein drittes Kind bekommen. Die familialen Unterstützungsleistungen (materiell und organisatorisch) wirken in einem solchen Fall nicht universell, sondern nur bestimmte Familienmodelle haben einen Nutzen. Da sich in Westdeutschland signifikante und stärkere Effekte dieser Variablen ergaben, in Norwegen aber nicht, konnte nachgewiesen werden, dass aufgrund der kon-

servativen Wohlfahrtspolitik kaum Vereinbarkeitslösungen bestehen und das Familienmodell des „male-bread-winners“ unterstützt wird. Die gesellschaftlichen Strukturen erhöhen die Opportunitätskosten also vor allem für Frauen, die Beruf und Familie miteinander verbinden wollen bzw. die nach der Geburt eines dritten Kindes weiter in den Arbeitsmarkt integriert bleiben wollen. Dafür spricht auch der negative (allerdings nicht signifikante) Effekt der weiblichen Erwerbstätigkeit im westdeutschen Gesamtmodell (siehe Tabelle 5, Modell 5). In Norwegen ergaben sich die beschriebenen Effekte nur schwach bzw. blieben sie gänzlich aus. Die Theorie von Huinink und die Argumentationen von Esping-Andersen prognostizierten einen solchen Verlauf. Die Thesen von Becker konnten aufgrund dieser Verläufe jedoch klar widerlegt werden.

Die Wichtigkeit der sozialpsychologischen Ansätze der Value-of-Children Theorie und der Mikroebenen-Argumentationen von Huinink, bei der Suche und Interpretation von Bestimmungsfaktoren dritter Geburten konnten nachgewiesen werden. So lässt sich beispielsweise nur mithilfe dieser Theorien konsistent erklären, warum sich Eltern eher ein drittes Kind wünschen, wenn die ersten beiden Kinder das gleiche Geschlecht hatten. Ein weiterer Beleg für die elementare Bedeutung von psychischen Nutzendimensionen bei der Familienerweiterung über zwei Kinder hinaus, ist ebenfalls der Effekt der Veränderung des Familienstandes. Sowohl in Deutschland, als auch in Norwegen ist er sehr stark ausgeprägt und höchstsignifikant. Dies ist insofern von besonderer Bedeutung, da die meisten in dieser Arbeit vorstellten empirischen Studien zur Geburt von dritten Kindern, Familienstandsänderungen nicht modelliert haben. Wie außerdem gezeigt werden konnte, lässt sich auch ein großer Teil des Altersabstandes zwischen den Geschwistern (erstes, zweites und drittes Kind) auf emotionale Faktoren zurückführen, welche das interne Familienklima zwischen den einzelnen Mitgliedern positiv beeinflussen sollen.

Die ökonomische Theorie, der Value-of-Children Ansatz und die Thesen zum Einfluss von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen können Teile der hier geschätzten Modelle gut erklären. Keine der Theorien vermag es aber, die Entscheidungen in ihrer komplexen Gesamtheit schlüssig zu modellieren. Der Vorteil einer Argumentation, wie sie hier in Anlehnung an Huinink (1995) geführt wurde, liegt nicht nur in der Integration verschiedener Ebenen zur Erklärung der Motivation bei der Entscheidung für ein drittes Kind, sondern auch in der Nutzung des Erklärungspotentials unterschiedlicher Theorien zum generativen Verhalten.

7. Literaturverzeichnis

1. *Andersson, Gunnar* (2003): Childbearing developments in Denmark, Norway, and Sweden from the 1970s to the 1990s: A comparison. MPIDR Working Paper: 1-24.
2. *Andersson, Gunnar* (2002): Fertility developments in Norway and Sweden since the early 1960s. *Demographic Research* 6: 68-86.
3. *Andersson, Gunnar, Karsten Hank, Marit Rösens und Andres Vikat* (2004): Gendering the Family Composition: Sex Preferences for Children and Childbearing Behaviour in the Nordic Countries. MPIDR Working Paper: 1-21.
4. *Becker, Gary S.* (1993): A Treatise on the Family. Harvard: Harvard University Press.
5. *Berinde, Diana* (1999): Pathways to a third child in Sweden. *European Journal of population* 4: 349-378.
6. *Billari, Francesco C., und Hans-Peter Kohler* (2002): Patterns of Lowest-Low Fertility in Europe. MPIDR Working Paper 4.
7. *Blossfeld, Hans-Peter* (1991): Der Wandel von Ausbildung und Berufseinstieg bei Frauen. in: Mayer, Karl U., Jutta Allmendinger und Johannes Huinink: Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 1-22.
8. *Blossfeld, Hans-Peter, Alfred Hamerle und Karl U. Mayer* (1986): Ereignisdatenanalyse - Statistische Theorie und Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
9. *Blossfeld, Hans-Peter, und Johannes Huinink* (1989): Die Verbesserung der Bildung und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluss auf den Prozess der Familienbildung. Eine Längsschnittuntersuchung über die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Ende des zweiten Weltkrieges. Arbeitspapier am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: 1-29.
10. *Blossfeld, Hans-Peter, und Johannes Huinink* (1991): Human Capital Investments or Norms of Role Transition? How Women's Schooling and Career Affect the Process of Family Formation. *American Journal of Sociology* 97: 143-168.
11. *Breiholz, Holger, Klaus-Jürgen Duschek und Manuela Nöthen* (2002): Leben und Arbeiten in Deutschland - Ergebnisse des Mikrozensus 2001. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
12. *Brewster, Karin L., und Ronald R. Rindfuss* (2000): Fertility and Women's Employment in Industrialized Nations. *Annual Review of Sociology* 26: 271-296.
13. *Bundesamt für Finanzen, Steuern u. z. D.* (2003): Merkblatt Kindergeld. Berlin: Bundesamt für Finanzen, Steuern und zentrale Dienste.
14. *Bundesministerium für Familie, Senioren F. u. J.* (2002): Erziehungsgeld, Elternzeit. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
15. *Dorbritz, Jürgen* (2000): Europäische Fertilitätsmuster. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 25: 235-266.
16. *Dorbritz, Jürgen* (2000): Familienbildung und -lösung in Deutschland - theoretische Reflexionen und demographische Trends. in: Dorbritz, Jürgen, und Juliane Roloff: Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre : demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozio-ökonomische Bedingungen; Ergebnisse des deutschen Family and Fertility Survey. Leske + Budrich: 11-31.

17. *Engstler, Heribert* (1998): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik - Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
18. *Engstler, Heribert, und Sonja Menning* (2003): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Statistisches Bundesamt.
19. *Esping-Andersen, Gösta* (1998): Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur Politischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates. in: Lessenich, Stephan, und Ilona Ostner: Welten des Wohlfahrtskapitalismus - Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive. Frankfurt, New York: Campus Verlag: 19-56.
20. *Esping-Andersen, Gösta* (1999): Social Foundations of Postindustrial Economies. New York: Oxford University Press.
21. *Esping-Andersen, Gösta* (1990): The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge: Polity Press.
22. *European Commission* (2003): Education across Europe 2003. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities.
23. *Friedman, Debra, Michael Hechter und Satoshi Kanazawa* (1994): A Theory of the Value of Children. *Demography* 31: 375-104.
24. *Glatzer, Wolfgang* (1997): Nichteheliche Lebensgemeinschaften - Eheähnlich oder alternativ? Stand der Forschung in Deutschland 196/97. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
25. *Grundmann, M.* (1994): Familie und Bildung. Empirische Ergebnisse und Überlegungen zur Frage der Beziehung zwischen Bildungsbeteiligung, Familienentwicklung und Sozialisation. in: Grundmann, M., Johannes Huinink, L. Krappmann und Peter Büchner: Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen. Materialien zum 5. Familienbericht. 42-104.
26. *Gustafsson, Siv* (1991): Neoklassische ökonomische Theorien und die Lage der Frau: Ansätze und Ergebnisse zu Arbeitsmarkt, Haushalt und der Geburt von Kindern. in: Mayer, Karl U., Jutta Allmendinger und Johannes Huinink: Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Familie und Beruf. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 408-422.
27. *Hille, Barbara* (1993): Geschlechtstypische Präferenzen und Benachteiligungen - Weibliche Jugendliche in Bildung, Ausbildung und Studium. in: Helwig, Gisela, und Hildegard M. Nickel: Frauen in Deutschland 1945 - 1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung: 215-231.
28. *Hoem, Britta, und Jan M. Hoem* (1989): The Impact of Women's Employment on Second and Third Births in Modern Sweden. *Population Studies* 43: 47-67.
29. *Hoem, Jan M., Alexia Prskawetz und Gerda Neyer* (2001): Autonomy or conservative adjustment? The effect of public policies and educational attainment on third births in Austria. MPIDR Working Paper.
30. *Hoffman, Lois W., und Martin L. Hoffman* (1973): The Value of Children to Parents. in: Fawcett, J. T.: Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19-76.
31. *Huinink, Johannes* (1989): Ausbildung, Erwerbsbeteiligung von Frauen und Familienbildung im Kohortenvergleich. in: Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel. 136-158.

32. *Huinink, Johannes* (1988): Das zweite und das dritte Kind: Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie? Frankfurt a.M.: Universität Frankfurt.
33. *Huinink, Johannes* (2002): Familie und Familienformen im Wandel - eine soziologische Betrachtung. in: Busch, Friedrich W., und Ruth Külblin: In Hoffnung widerstehen. Oldenburg: BIS: 105-134.
34. *Huinink, Johannes* (1990): Familie und Geburtenentwicklung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: Sonderheft 239-271.
35. *Huinink, Johannes* (1991): Familienentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. in: Huinink, Johannes, Jutta Allmendinger und Karl U. Mayer: Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 289-317.
36. *Huinink, Johannes* (2002): Nuptialität und Fertilität II - Theorie und Empirie des Wandels der Lebensformen. Rostock: Universität Rostock.
37. *Huinink, Johannes* (2002): Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. in: Schneider, Norbert F., und Heike Matthias-Bleck: Elternschaft heute, Zeitschrift für Familienforschung - Sonderheft 2. Opladen: leske + budrich: 49-73.
38. *Huinink, Johannes* (2000): Soziologische Ansätze zur Bevölkerungsentwicklung. in: Mueller, U., B. Nauck und A. Diekmann: Handbuch der Demographie - Modelle und Methoden. Berlin/Heidelberg: Springer: 338-386.
39. *Huinink, Johannes* (1995): Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
40. *Huinink, Johannes, und Michael Wagner* (1998): Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich.
41. *Klein, Thomas* (1989): Bildungsexpansion und Geburtenrückgang - Eine kohortenbezogene Analyse zum Einfluss veränderter Bildungsbeteiligung auf die Geburt von Kindern im Lebensverlauf. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 465-482.
42. *Klein, Thomas, Andrea Lengerer und Michaela Uzelac* (2002): Partnerschaftliche Lebensformen im internationalen Vergleich. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 3: 359-379.
43. *Kolberg, Jon Eivind, und Gösta Esping-Andersen* (1991): Welfare States and Employment Regimes. International Journal of Sociology 21: 3-35.
44. *Konietzka, Dirk* (2003): Handout - Seminar: Familienentwicklung und Lebensformen im europäischen Vergleich
45. *Köppen, Katja* (2003): Vereinbarkeit von Beruf und Familie - ein Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich. Rostock: Universität Rostock.
46. *Kravdal, Øystein* (2001): The High Fertility of College Educated Women in Norway: An Artefact of the Separate Modelling of Each Parity Transition. Demographic Research 5: 188-214.
47. *Kravdal, Øystein* (2002): Is the Previously Reported Increase in Second- and Higher-order Birth Rates in Norway and Sweden from the mid-1970s Real or a Result of Inadequate Estimation Methods? Demographic Research 6: 242-262.
48. *Kravdal, Øystein* (1989): Socialdemographic differentials in the number of children: a study of women born 1935, 1945 and 1955. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 7.
49. *Kravdal, Øystein* (1990): Who has a third child in contemporary Norway?: a register-based examination of sociodemographic determinants. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 6.

50. *Kreyenfeld, Michaela* (2002): Time-squeeze, partner effect or selfselection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany. *Demographic Research* 7: 16-41.
51. *Lappegard, Trude* (2000): Descriptive Findings - New fertility trends in Norway. *Demographic Research* 2: 1-22.
52. *Lappegard, Trude* (2002): Education attainment and fertility pattern among Norwegian women. Statistics Norway - Department of Social Statistics.
53. *Lauterbach, Wolfgang* (1991): Erwerbsmuster von Frauen - Entwicklungen und Veränderungen seit Beginn dieses Jahrhunderts. in: Mayer, Karl U., Jutta Allmendinger und Johannes Huinink: Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 23-56.
54. *Lesthaeghe, Ron* (1992): Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern: Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 3: 313-354.
55. *Lohkamp-Himmighofen, Marlene* (1999): Familienpolitische Maßnahmen bei Mutterschaft und der Erziehung von Kleinkindern in den Mitgliedstaaten der EU, Norwegen und der Schweiz. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 1: 47-64.
56. *Maier, Friederike* (1993): Zwischen Arbeitsmarkt und Familie - Frauenarbeit in den alten Bundesländern. in: Helwig, Gisela, und Hildegard M. Nickel: Frauen in Deutschland 1945 - 1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung: 257-279.
57. *Murphy, Mike* (1989): The Progression to the Third Child in Sweden. Stockholm Research Reports in Demography 52.
58. *Nauck, Bernhard* (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern - "Value of Children" als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 23: 407-435.
59. *Nauck, Bernhard, und Annette Kohlmann* (1999): Values of Children - Ein Forschungsprogramm zur Erklärung von generativem Verhalten und intergenerativen Beziehungen. in: Busch, Friedrich W., Bernhard Nauck und Rosemarie Nave-Herz: Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft. Würzburg: Ergon Verlag: 53-73.
60. *Naz, Ghazala* (2000): Determinants of fertility in Norway. Bergen: Department of Economics, University Bergen.
61. *Naz, Ghazala, Øyvind A. Nielsen und Steinar Vagstad* (2002): Education and completed fertility in Norway. Bergen: University Bergen.
62. *Neyer, Gerda* (2003): Family Policies and Low Fertility in Western Europe. MPIDR Working Paper.
63. *Noack, Turid* (2001): Cohabitation in Norway: An accepted and gradually more regulated Way of Living. *International Journal of Law, Policy and the Family* 15: 102-117.
64. *Noak, Turid, und Lars Østby* (1996): Norway - Fertility and family surveys in countries of the ECE region. New York: United Nations.
65. *OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development* (2002): Bildung auf einem Blick - OECD Indikatoren 2002. Paris: OECD Publications.
66. *OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development* (1996): Employment Outlook. Paris: OECD.

67. *OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development* (2001): Labour Force Statistics 1980 - 2000. Paris: OECD.
68. *OECD - Organisation for Economic Cooperation and Development* (2001): Society at a Glance - OECD Social Indicators. Paris: OECD.
69. *Ott, Notburga* (2001): Der Erklärungsansatz der Familienökonomik. in: Huinink, Johannes, Klaus P. Strohmeier und Michael Wagner: Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung. Würzburg: Ergonverlag: 129-143.
70. *Ott, Notburga* (1998): Der familienökonomische Ansatz von Gary S. Becker. in: Pies, Ingo, und Martin Leschke: Gary Beckers ökonomischer Imperialismus. Tübingen: Mohr Siebeck: 63-90.
71. *Ott, Notburga* (1991): Die Wirkung politischer Maßnahmen auf die Familienbildung aus ökonomischer und verhandlungstheoretischer Sicht. in: Mayer, Karl U., Jutta Allmendinger und Johannes Huinink: Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Familie und Beruf. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 385-407.
72. *Pohl, Katharina* (2000): FFS - Methodisches Konzept. in: Dorbritz, Jürgen, und Juliane Roloff: Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre : demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozio-ökonomische Bedingungen; Ergebnisse des deutschen Family and Fertility Survey. Leske + Budrich: 47-50.
73. *Reuter, Silke* (2002): Frankreichs Wohlfahrtsstaatsregime im Wandel? Erwerbsintegration von Französisinnen und familienpolitische Reformen der 90er Jahre. ZeS-Arbeitspapier 13.
74. *Robinson, Warren C.* (1997): The Economic Theory of Fertility Over Three Decades. Population Studies 51: 63-74.
75. *Rönsen, Marit* (2001): Fertility and family policy in Norway - Is there a connection. Division for Social and Demographic Research, Statistics Norway
76. *Rönsen, Marit* (1998): Fertility and Public Policies - Evidence from Norway and Finland. Statistics Norway
77. *Sainsbury, Diane* (1999): Gender and Social-Democratic Welfare States. in: Sainsbury, Diane: Gender and Welfare State Regimes. Oxford: Oxford University Press: 75-114.
78. *Sainsbury, Diane* (1999): Gender and welfare state regimes. Oxford: Oxford University Press.
79. *Sainsbury, Diane* (1999): Gender, Policy Regimes, and Politics. in: Sainsbury, Diane: Gender and Welfare State Regimes. Oxford: Oxford University Press: 245-275.
80. *Schmid, Josef* (2002): Wohlfahrtsstaaten im Vergleich - Soziale Sicherung in Europa: Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme. Opladen: Leske+Budrich.
81. *Sieder, Reinhard* (1991): Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
82. Statistics Norway (2000): Education statistics. Population highest level of education.
83. Statistics Norway (2002): Education statistics. Populations highest level of education. http://www.ssb.no/utniv_en/main.html
84. Statistics Norway (2003): Population Statistics. Families.
85. *Statistisches Bundesamt* (1999): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit - Haushalte und Familien. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

86. *Statistisches Bundesamt* (2001): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit - Reihe 1: Gebiet und Bevölkerung. Wiesbaden/Stuttgart: Metzler-Poeschel.
87. *van de Kaa, Dirk* (1987): Europe's second demographic transition. *Population Bulletin* 42:
88. *Vaskovics, Laszlo, und Marina Rupp* (1992): Nichteheliche und eheliche Lebensgemeinschaften - ein Vergleich. *Gegenwartskunde* 41: 323-335.
89. *von Rosenstiel, Lutz, Friedemann Nerdinger, Günther Oppitz, Erika Spiess und Martin Stengel* (1986): Einführung in die Bevölkerungspsychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
90. *Westoff, Charles F., Robert G. Potter und Philip C. Sagi* (1963): The Third Child - a study in the prediction of fertility. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.

Danksagung

Mein Dank gilt an erster Stelle den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für demographische Forschung in Rostock und insbesondere Prof. Dr. Jan Hoem, der mir ermöglichte meine Diplomarbeit am Institut zu schreiben.

Für die hilfreiche Unterstützung und die Betreuung dieser Arbeit danke ich besonders Dirk Konietzka und Michaela Kreyenfeld. Dank auch an Margarete Kulik, Gerburg Alich, Katja Köppen, Cordula Zabel und Esther Geisler für wertvolle Hinweise, Korrekturen und Kommentare. Außerdem unterstütze mich Tobias Alich bei Gestaltungsfragen, vielen Dank!

Eidesstattliche Versicherung

Ich versichere eidesstattlich durch eigenhändige Unterschrift, dass ich die Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus Veröffentlichungen entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht. Ich weiß, dass bei Abgabe einer falschen Versicherung die Prüfung als nicht bestanden zu gelten hat.

Rostock, den 30.06.2004

Unterschrift (Vor- und Zuname)